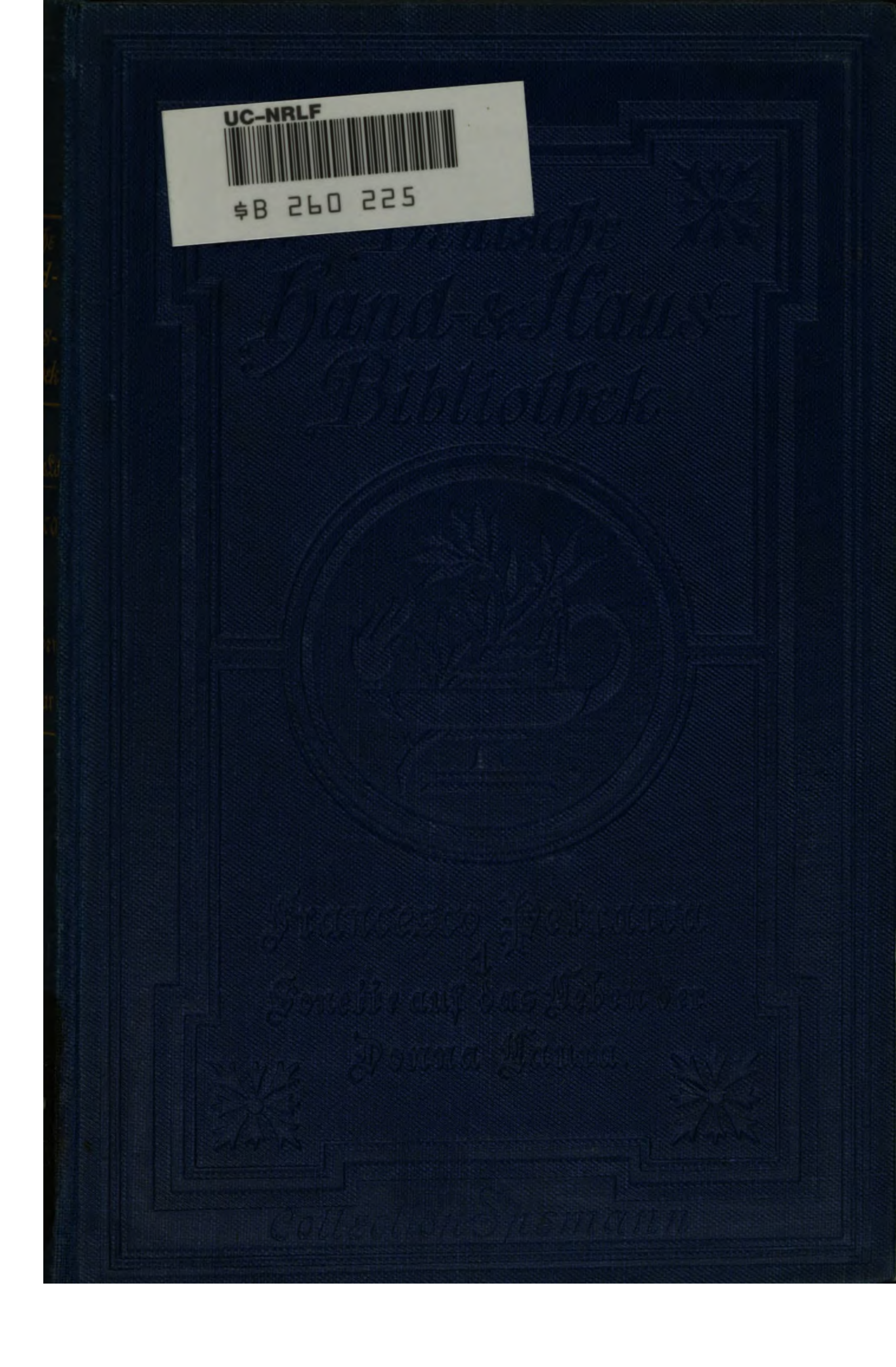

UC-NRLF
$B 260 225
Hand & Haus-
Bibliothek
Collection Spemann



· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Collection

Die italienische Litteratur.

Die politische Geschichte des italienischen Volkes zeigt nur wenige erfreuliche Momente. Von weltlicher und geistlicher Macht lang und schwer bedrückt hatte hier die Nation in ihrer Allgemeinheit den Gedanken an eine nationale Selbstständigkeit bald verloren. Die ritterlichen Tugenden verkümmerten früh, dagegen entwickelte sich eine große Geschicklichkeit im Handel und seltene Schlauheit in der Diplomatie. Das erschlaffende Klima trug das seinige zu der Bildung des eigentümlichen nationalen Charakters bei, in dem Phantasie und Sinnlichkeit als vorherrschende Grundzüge sich zeigten. Der damit verbundene Schönheitssinn wurde in hingebendster Weise gepflegt, wie bei keinem anderen modernen Volk, aber auch in den Schöpfungen der Kunst sprachen sich die mehr weiblichen als männlichen Eigenschaften des Volkes aus und ebenso in der Litteratur, in der die Lyrik Töne von unvergleichlicher Schönheit anschlug, während ihr das Tragische und Epische in seiner ureigensten Gestalt mangelte. — Die italienische Sprache entwickelte sich aus der lateinischen Volkssprache, die sich natürlich in Italien selbst am längsten erhielt. Mit den politischen Geschehnissen hängt es zusammen, daß auch griechische und germanische Elemente Zutritt in die italienische Sprache fanden, die aber trotzdem im Vergleich zu den übrigen romanischen Sprachen, am wenigsten nicht lateinische Worte in sich aufgenommen hat. Dagegen that sie sich von Anfang an durch zahllose Dialekte hervor, die bis ins 18. Jahrhundert hinein auch litterarische Vertretung fanden, obschon bereits im 14. Jahrhundert eine allgemein giltige Schriftsprache durch den eminenten Einfluß Dante's, Petrarca's und Boccaccios eingeführt worden war.

Die gebräuchlichste Einteilung der italienischen Litteraturgeschichte ist die in fünf Perioden, deren erste das 13. Jahrhundert umfaßt. Die zweite findet mit dem Beginn des Zeitalters in Lorenzo de'Medici (1470) ihren Abschluß, die dritte, welche das goldene Zeitalter der italienischen Litteratur genannt zu werden verdient schließt mit dem Ende des 16. Jahrh., die vierte, eine Zeit des Verfalls mit der Mitte des 18. Jahrh. ab; die fünfte endlich reicht bis auf die neueste Zeit und gewährt den freudigen Anblick des erwachenden Nationalgeistes.

Die frühesten Schöpfungen der nationalen Dichtkunst verdanken ihr Entstehen der Anregung durch die provençalischen Dichter, die schon beim Ausgang des 11. Jahrhunderts die Lyrik gepflegt hatten, während die erste erhaltene italienische Dichtung ins Jahr 1200 fällt. Es ist dies ein Liebesgespräch zwischen **Amante e Madonna** in 32 fünfversigen Strophen von Ciullo d'Alcamo, der mit Andern zu den Sängern gehörte, die sich um Friedrich II. in Sicilien geschaart hatten. Wohl der bedeutendste italienische Dichter dieses Kreises war der Kanzler und Freund des genannten Kaiser Friedrichs — der es selbst nicht verschmäht die schönen Künste auszuüben — war Pier delle Vigne. Neben ihm dürfen nicht vergessen werden die sicilischen Troubadours Notaja, eigentlich Jacopo von Lentino, Mazzeo Ricco, der auch als Geschichtsschreiber bekannte Guido delle Colonne (um 1250), die Sicilianerin Nina (um 1280), ferner die beiden natürlichen Söhne Friedrichs Manfred und Enzio. — Später wurde Bologna, dann Florenz Mittelpunkt der dichterischen Bestrebungen in Italien und unter den Männern, die jetzt hervorragten nahmen einen bedeutenden Platz Guido Guinicelli (st. 1276) und Guido Cavalcanti (st. 1380) ein. Den ersten der sich am frühesten einer reinen Sprache befleißigte nennt Dante den Vater der italienischen Poesie; der letzte war es der den toskanischen Stil einführte. Ferner gehören dieser Periode an, Onesto Bolognese (1260), Fra Guittone d'Arezzo (1260). Unbekannt sind die Verfasser der den nordfranzösischen Fabliaux nachgeahmten Erzählungen, welche die am Ausgang des 13. Jahrhunderts erschienene Sammlung **Cento Novelle antiche** ausmachen.

Nachdem nun so in der ersten Periode kaum eine Entwickelung begonnen hatte, schuf Dante Alighieri (1265—1321) bereits in der folgenden eines der großartigsten Meisterwerke der Weltlitteratur, das religiöse Epos „**Commedia**" oder wie seine Bewunderer es nannten „**Divina Commedia**", in der nach Mariottis treffendem Ausspruch die ganze Zeit des Dichters, sein ganzes Herz und seine ganze Seele Platz gefunden hat. In drei großen Abteilungen (**Inferno**), dem Fegfeuer (**Purgatorio**) und Paradies (**Paradiso**) schildert er seine Wanderung durch das Totenreich; durch Hölle und Fegfeuer begleitet von Vergilius, im Paradies aber von der himmlischen Liebe, der er den Namen seiner früh entschlafenen Jugendgeliebten Beatrice gegeben. Auf dem Gipfel wohin er das Paradies verlegt hat, naht sich ihm diese und alles, was die menschliche Phantasie je geschaffen, sagt der oben schon erwähnte Mariotti, erreicht nicht den Glanz und die Pracht, welche ihr Kommen verkündet. Die Anerkennung die das Gedicht fand war groß und weitreichend, eigene Lehrstühle zu seiner Erklärung wurden errichtet und eine mächtige Litteratur sammelte sich darüber im Laufe der Jahrhunderte an. Trotzdem ist Dante in Folge der ganzen Anlage seines Werkes, das ein tiefes Sichhineinsenken und eine starke Anstrengung der Denkkraft verlangt, nicht so der innig geliebte Dichter der Nation geworden, wie er es verdient hätte zu werden. Seine Neigung zu Beatrice Portinari, veranlaßte die Entstehung herrlicher Gedichte u. a. der in der Schrift „**Vita nuova**" enthaltenen. Außer diesem Werke verfaßte er noch verschiedene kleine Dichtungen, ferner das „Gastmahl" (**Convito**) und zwei lateinische Schriften „**De vulgari eloquentia**", die von der italienischen Sprache und „**Tractatus de monarchia**", die von Politik handelt. Noch zwei andere, die Welt mit ihrem Ruhme erfüllende Dichter brachte diese Periode hervor, die zwar Dante's Größe keineswegs erreichten, aber gerade bei ihren Landsleuten sich weit beliebter zu machen wußten als jener. Es sind: Francesco Petrarca (1304—74) der große Lyriker und Giovanni Boccaccio (1313—1375), der ausgezeichnete Novellist. Petrarca beherrschte die dichterische Form mit Meisterschaft und pflegte vornehmlich das Sonett, das durch ihn zu außerordentlicher Verbreitung gelangte. Der große männliche Charakter der Dante zu eigen war, fehlte Petrarca, so daß auch seine Dichtungen nicht so unmittelbar der Ausdruck seiner Gedanken sind, wie dies bei dem Verfasser der göttlichen Komödie der Fall ist. Groß sind seine Verdienste um die klassische Altertumskunde. Petrarcas berühmteste Dichtungen sind die unter dem Titel „**Rime**" zusammengefaßten Sonette, Canzonen, Sestinen, Balladen und Madrigalen, von denen die meisten der Liebe des Dichters zu Laura gewidmet sind. U. a. verfaßte er noch das lateinische, fast unlesbare Epos „**Afri**", für das er seiner Zeit auf dem Kapitol zum Dichter gekrönt wurde, dann in Nachahmung Dantes das allegorische Gedicht „**Trionfi**", das sich aus sechs Visionen über Liebe, Keuschheit, Tod, Ruhm, Zeit und Gottheit zusammensetzt. Ein Freund Petrarca's und wie dieser leidenschaftlich der Altertumskunde ergeben war Boccaccio, der, nachdem er schon verschiedenes Andere wie die Romane **Fiammetta** (Verherrlichung seiner Geliebten, der Prinzessin Maria, natürliche Tochter des Königs Robert) und **Filicopa**, das Epos **Teseide** (in den von ihm

zuerst angewandten **ottave rime**) verfaßt hatte, in seinem „**Decamerone**" die italienische Prosa zur bedeutendsten Höhe erhob. Das genannte Werk schildert in 100 Novellen, vornehmlich die sittliche Verderbtheit der Zeit und geißelt sie mit scharfer Satire. Besonders treffen seine Pfeile die Geistlichkeit, die auch in der Folge zur beliebten Zielscheibe gemacht wurde. Weitere Werke Boccaccios sind das Epos „**Filostrato**", die allegorische Gedichte „**Ninfale Fiesolano**" und „**Amorosa visione**", der Roman „**Ameto**" der für den ganzen späteren Schäferroman belangreich wurde, eine Biographie Dante's u. a. m. Andere Novellisten dieses Zeitraums, allerdings von geringer Bedeutung waren Franco Sacchetti (1335-1400), der in seinen 300 Novellen, von denen aber nur 258 erhalten blieben, auch mit Vorliebe sich gegen die Geistlichkeit wandte, dann Ser Giovanni Fiorentino, der den Spitznamen Tölpel führte und demnach seine Sammlung ziemlich schlüpfriger Novellen „**Il Pecorone**" nannte. Einen höchst originellen, burlesken Satiriker hatte die Zeit in dem lustigen Barbier von Florenz Burchiello (1400—1448), der zahlreiche Nachahmer fand. Ein anderer beliebter Volksdichter war Serafino von Aquilo (geb. 1446); unter dem Einfluß Petrarcas stand Giusto de' Conti (st. 1449), Verf. der Liebessonnete „**La bella mano**".

Die wichtigste und bedeutungsvollste Epoche der italienischen Litteratur ist die dritte, welche die Zeit von 1470—1600 umfaßt. Der letzte Rest des 15. Jahrhunderts bereitete gewissermaßen den Glanzpunkt vor, als der sich in litterarischer Hinsicht das 16. zeigt. Das Zeitalter Lorenzos de'Medici (1472—92), des ausgezeichneten Enkelsohnes des Kosimo de'Medici übte wie auf Kunst und Wissenschaft, so auch auf die Litteratur einen tiefen und heilsamen Einfluß aus. Dichtete doch Lorenzo (1448—1492) selbst Sonette und Canzonen, das allegorische Gedicht **Ambra**, das beschreibende Gedicht **La Caccia col falcone**, das philosophische Lehrgedicht **L'Altercazione** u. a. m. und verhalf der Poesie wieder auf den Weg zur Natur. Das Drama veredelte er durch Hinweis auf antike Elemente und überall ist sein großer Einfluß bei den Persönlichkeiten zu bemerken, die sich in Florenz um ihn schaarten. Die bemerkenswertesten derselben sind unter anderen die Brüder Bernardo, Luca und Luigi Pulci (1431—1487), von denen der erste namentlich Sonette, Elegien und Idyllen, der mittlere heroische Episteln und vor allem beschreibende Gedichte, das letzte ein Ritterepos **Il Morgante maggiore** und eine Reihe von Sonetten schrieb. Letztere tauschte er meist mit Matteo Franco und machte sich wie dieser in den seinigen über alles Mögliche aus Vergnügen an der Satire lustig. Luca und Luigi Pulci bilden auch den Ausgangspunkt der eigentlichen Ritterepopöe. Wie die Genannten gehörte auch der Verfasser der berühmten Canzone **L'amor divino** Girolamo Benivieni zu dem florentinischen Kreis, dessen bedeutendster Geist aber Angelo Poliziano (1454—1494) war eine Leuchte der klassischen Philologie und der Freund Lorenzo's, dessen Kinder er erzog. Außer seinen wissenschaftlichen Werken verfaßte er **Stanze per la giostra di Giuliano de'Medici**, die Stanze **Eoo**, ferner Canzonen, Balladen und die Tragödie „**Orfeo**", das erste kunstgerechte italienische Drama. Der Tod Lorenzo's de'Medici und die Vertreibung des Medici's trugen dazu bei, daß sich wie um den florentinischen, jetzt um den Hof der Este zu Ferrara eine Reihe poetischer Persönlichkeiten versammelte, unter denen am frühesten der Epiker Cieco, der ein Rittergedicht **Libro d'arme e d'amore nomato Mambriano** verfaßte, zu nennen ist. Weit bedeutender als Cieco zeigt sich der Graf von Scandiano Matteo Moria Bojardo (1434—1494) auf dem Gebiete des Epos, das er durch das Rittergedicht, der verliebte Roland, eine phantasiereiche Dichtung voll Begeisterung, bereicherte. Die Zeit der höchsten Blüte der italienischen Litteratur die mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, brachte zuerst Lodovico Ariosto (1474—1533) hervor, der die von Bojardo begonnene Geschichte des Roland fortsetzend das Ritterepos den „rasenden Roland" schrieb. Trotzdem dieses Werk hervorragende Schönheiten besitzt, gebricht es ihm doch auch an dem wahrhaft epischen Geist, der wie bereits erwähnt, den italienischen Dichtungen fehlt. Während sich die wenig bedeutenden Nachfolger des Ariost: Luigi Alamanni (1495—1556 **Girone il cortese**), Bernardo Tasso (1491—1569 **L'Amadigi**) u. a., wie dieser selbst mittelalterlicher Stoffe bedienten wurden von Jacobo di Carlo (**Il Trojano**), Ludovico Dolce (1508—1566 **L'Aille e l'Enea**) u. a. antike Stoffe bearbeitet und endlich auch volkstümliche Stoffe in den Kreis der poetischen Dichtung hereingezogen. Solches that zuerst Giovanni Giorgio Trissino (1478—1550) in seinem so wertlosen wie langweiligen Epos **Italia liberata dai Goti**, nach ihm Oliviero (**L'Alamanno**), Alamanni (**L'Avarchide**) u. a. Die italienische Romantik zu verspotten unternahm Francesco Berni (st. 1536) indem er Bojardo's verliebten Roland travestierte. Zum Abschluß gelangte die italienische Epik in Torquato Tasso (1544—95), der mit tiefem Ernst ans Werk ging ein alles übertreffendes Epos zu schaffen und sich dazu vorbereitete durch Abfassung seiner drei Discorsi über die Dichtkunst. Als Vorbedingungen für die Vollendung des Epos erachtete er darin einen Stoff der sich für die besten Kunstformen eigne, die Beherrschung dieser Form in dem Grad um den Stoff darein zu gießen und die Fähigkeit den Stoff in denkbar glücklicher Weise auszuschmücken. In der Geschichte der Kreuzzüge glaubt er jenen Stoff gefunden und so entstand sein berühmtes Epos „**La Gerusalemme liberata**", das so viel auch eine strenge Kritik vom Standpunkte des wahrhaft Epischen dagegen einwenden mag, eine Fülle einzelner Schönheiten aufweißt, die vor keinem Vergleiche zurückzuscheuen brauchen. Außer dem befreiten Jerusalem verfaßte Tasso ein Epos „ **Rinaldo**", die Dichtung „**Le sette giornate del monto creato**", das Schäferspiel „**Aminta**", die Tragödie „**Torrismondo**" u. a.

Die Novellistik dieser Zeit gefällt sich größtenteils in Obscönitäten, in denen u. a. der sehr begabte Bischof Matteo Bandello (1480—1562) das Denkbare leistete. Außer seinen 240 Novellen schrieb er auch **Rime** und **Canti delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga**. Ihm gab nichts nach an Zweideutigkeiten, ohne ihn aber sonst zu erreichen Agnolo Firenzuola (1493—1548). Durch außerordentlichen stofflichen Reichtum, der allerdings nicht sein Eigentum war that sich Giovanni Francesco Straparola (1550, **Piacevoli notti**), hervor, während sich Giovanni Giraldo gen. Cinthio (1541—1573) dem Drang schauerliche Vorgänge zu schildern ungemessen überließ. Zu den glücklichsten Nachahmern Boccaccios zählt der auch als Satiriker und Dramatiker thätig gewesene Antonio Francesco Grazzini, gen. **il Lasca** (1503—1583). Weniger bemerkenswert sind die übrigen Novellisten dieser Epoche, von denen nur noch Luigi da Porto als Verf. einer Novelle genannt sein mag, welche Shakespeare für sein Drama „Romeo und Julia" benützte.

Was die Lyrik anlangt, so ist neben andern auch des Größten in dieser Gattung Torquato Tasso schon erwähnt worden, ebenso Ariost, der wie Machiavelli, dessen unter den Prosaikern noch weiter zu gedenken ist, in der Elegie (**Capitolo**) höchst Originelles schuf. Im Allgemeinen zeigt die Lyrik mehr Streben nach äußerlicher Vollendung, als tiefen inneren Gehalt; die Form des Sonetts blieb dabei vorherrschend. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Lyrikern stehen wegen der Wahr-

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

zuerst angewandten **ottave rime**) verfaßt hatte, in seinem „**Decamerone**“ die italienische Prosa zur bedeutendsten Höhe erhob. Das genannte Werk schildert in 100 Novellen, vornehmlich die sittliche Verderbtheit der Zeit und geißelt sie mit scharfer Satire. Besonders treffen seine Pfeile die Geistlichkeit, die auch in der Folge zur beliebten Zielscheibe gemacht wurde. Weitere Werke Boccaccios sind das Epos „**Filostrato**“, die allegorische Gedichte „**Ninfale Fiesolano**“ und „**Amorosa visione**“, der Roman „**Ameto**“ der für den ganzen späteren Schäferroman belangreich wurde, eine Biographie Dante's u. a. m. Andere Novellisten dieses Zeitraums, allerdings von geringer Bedeutung waren Franco Sacchetti (1335-1400), der in seinen 300 Novellen, von denen aber nur 258 erhalten blieben, auch mit Vorliebe sich gegen die Geistlichkeit wandte, dann Ser Giovanni Fiorentino, der den Spitznamen Tölpel führte und demnach seine Sammlung ziemlich schlüpfriger Novellen „**Jl Pecorone**“ nannte. Einen höchst originellen, burlesken Satiriker hatte die Zeit in dem lustigen Barbier von Florenz Burchiello (1400—1448), der zahlreiche Nachahmer fand. Ein anderer beliebter Volksdichter war Serafino von Aquilo (geb. 1446); unter dem Einfluß Petrarcas stand Giusto de'Conti (st. 1449), Verf. der Liebessonnete „**La bella mano**“.

Die wichtigste und bedeutungsvollste Epoche der italienischen Litteratur ist die dritte, welche die Zeit von 1470—1600 umfaßt. Der letzte Rest des 15. Jahrhunderts bereitete gewissermaßen den Glanzpunkt vor, als der sich in litterarischer Hinsicht das 16. zeigt. Das Zeitalter Lorenzos de'Medici (1472—92), des ausgezeichneten Enkelsohnes des Kosimo de'Medici übte wie auf Kunst und Wissenschaft, so auch auf die Litteratur einen tiefen und heilsamen Einfluß aus. Dichtete doch Lorenzo (1448—1492) selbst Sonette und Canzonen, das allegorische Gedicht **Ambra**, das beschreibende Gedicht **La Caccia col falcone**, das philosophische Lehrgedicht **L'Altercazione** u. a. m. und verhalf der Poesie wieder auf den Weg zur Natur. Das Drama veredelte er durch Hinweis auf antike Elemente und überall ist sein großer Einfluß bei den Persönlichkeiten zu bemerken, die sich in Florenz um ihn schaarten. Die bemerkenswertesten derselben sind unter anderen die Brüder Bernardo, Luca und Luigi Pulci (1431—1487), von denen der erste namentlich Sonette, Elegien und Idyllen, der mittlere heroische Episteln und vor allem beschreibende Gedichte, das letzte ein Ritterepos **Il Morgante maggiore** und eine Reihe von Sonetten schrieb. Letztere tauschte er meist mit Matteo Franco und machte sich wie dieser in den seinigen über alles Mögliche aus Vergnügen an der Satire lustig. Luca und Luigi Pulci bilden auch den Ausgangspunkt der eigentlichen Ritterepopöe. Wie die Genannten gehörte auch der Verfasser der berühmten Canzone **L'amor divino** Girolamo Benivieni zu dem florentinischen Kreis, dessen bedeutendster Geist aber Angelo Poliziano (1454—1494) war eine Leuchte der klassischen Philologie und der Freund Lorenzo's, dessen Kinder er erzog. Außer seinen wissenschaftlichen Werken verfaßte er **Stanze per la giostra di Giuliano de'Medici**, die Stanze **Eoo**, ferner Canzonen, Balladen und die Tragödie „**Orfeo**“ das erste kunstgerechte italienische Drama. Der Tod Lorenzo's de'Medici und die Vertreibung des Medici's trugen dazu bei, daß sich wie um den florentinischen, jetzt um den Hof der Este zu Ferrara eine Reihe poetischer Persönlichkeiten versammelte, unter denen am frühesten der Epiker Cieco, der ein Rittergedicht **Libro d'arme e d'amore nomato Mambriano** verfaßte, zu nennen ist. Weit bedeutender als Cieco zeigt sich der Graf von Scandiano Matteo Moria Bojardo (1434—1494) auf dem Gebiete des Epos, das er durch das Rittergedicht, der verliebte Roland, eine phantasiereiche Dichtung voll Begeisterung, bereicherte. Die Zeit der höchsten Blüte der italienischen Litteratur die mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, brachte zuerst Lodovico Ariosto (1474—1533) hervor, der die von Bojardo begonnene Geschichte des Roland fortsetzend das Ritterepos den „rasenden Roland“ schrieb. Trotzdem dieses Werk hervorragende Schönheiten besitzt, gebricht es ihm doch auch an dem wahrhaft epischen Geist, der wie bereits erwähnt, den italienischen Dichtungen fehlt. Während sich die wenig bedeutenden Nachfolger des Ariost: Luigi Alamanni (1495—1556 **Girone il cortese**), Bernardo Tasso (1491—1569 **L'Amadigi**) u. a., wie dieser selbst mittelalterlicher Stoffe bedienten wurden von Jacobo di Carlo (**Il Trojano**), Ludovico Dolce (1508—1566 **L'Aille e l'Enea**) u. a. antike Stoffe bearbeitet und endlich auch volkstümliche Stoffe in den Kreis der poetischen Dichtung hereingezogen. Solches that zuerst Giovanni Giorgio Trissino (1478—1550) in seinem so wertlosen wie langweiligen Epos **Italia liberata dai Goti**, nach ihm Oliviero (**L'Alamanno**), Alamanni (**L'Avarchide**) u. a. Die italienische Romantik zu verspotten unternahm Francesco Berni (st. 1536) indem er Bojardo's verliebten Roland travestierte. Zum Abschluß gelangte die italienische Epik in Torquato Tasso (1544—95), der mit tiefem Ernst ans Werk ging ein alles übertreffendes Epos zu schaffen und sich dazu vorbereitete durch Abfassung seiner drei Discorsi über die Dichtkunst. Als Vorbedingungen für die Vollendung des Epos erachtete er darin einen Stoff der sich für die besten Kunstformen eigne, die Beherrschung dieser Form in dem Grad um den Stoff darein zu gießen und die Fähigkeit den Stoff in denkbar glücklicher Weise auszuschmücken. In der Geschichte der Kreuzzüge glaubt er jenen Stoff gefunden und so entstand sein berühmtes Epos „**La Gerusalemme liberata**“, das so viel auch eine strenge Kritik vom Standpunkte des wahrhaft Epischen dagegen einwenden mag, eine Fülle einzelner Schönheiten aufweißt, die vor keinem Vergleiche zurückzuscheuen brauchen. Außer dem befreiten Jerusalem verfaßte Tasso ein Epos „**Rinaldo**“, die Dichtung „**Le sette giornate del monto creato**“, das Schäferspiel „**Aminta**“, die Tragödie „**Torrismondo**“ u. a.

Die Novellistik dieser Zeit gefällt sich größtenteils in Obscönitäten, in denen u. a. der sehr begabte Bischof Matteo Bandello (1480—1562) das Denkbare leistete. Außer seinen 240 Novellen schrieb er auch **Rime** und **Canti delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga**. Ihm gab nichts nach an Zweideutigkeiten, ohne ihn aber sonst zu erreichen Agnolo Firenzuola (1493—1548). Durch außerordentlichen stofflichen Reichtum, der allerdings nicht sein Eigentum war that sich Giovanni Francesco Straparola (1550, **Piacevoli notti**), hervor, während sich Giovanni Giraldo gen. Cinthio (1541—1573) dem Drang schauerliche Vorgänge zu schildern ungemessen überließ. Zu den glücklichsten Nachahmern Boccaccios zählt der auch als Satiriker und Dramatiker thätig gewesene Antonio Francesco Grazzini, gen. **il Lasca** (1503—1583). Weniger bemerkenswert sind die übrigen Novellisten dieser Epoche, von denen nur noch Luigi da Porto als Verf. einer Novelle genannt sein mag, welche Shakespeare für sein Drama „Romeo und Julia“ benützte.

Was die Lyrik anlangt, so ist neben andern auch des Größten in dieser Gattung Torquato Tasso schon erwähnt worden, ebenso Ariost, der wie Machiavelli, dessen unter den Prosaikern noch weiter zu gedenken ist, in der Elegie (**Capitolo**) höchst Originelles schuf. Im Allgemeinen zeigt die Lyrik mehr Streben nach äußerlicher Vollendung, als tiefen inneren Gehalt; die Form des Sonetts blieb dabei vorherrschend. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Lyriker stehen wegen der Wahr-

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Francesco Petrarcas Gedichte

I.

Sonette und Canzonen auf das Leben der Donna Laura

Nach der Uebersetzung von

Karl Förster X

Mit einer Einleitung von Ludwig Geiger



Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart

Petrarcas

Leben und schriftstellerische Bedeutung.

Francesco Petrarca ist am 20. Juli 1304 in Arezzo, wo seine aus Florenz verbannten Eltern lebten, geboren. Sein Vater Petracco, politischer Gründe halber aus seiner Vaterstadt verbannt, wechselte in Francescos Kindheitsjahren häufig seinen Aufenthalt und ging 1313, da er in den italienischen Städten nicht die Beschäftigung fand, welche er suchte, an den päpstlichen Hof nach Avignon. Weib und Kind ließ er in dem nahe gelegenen Carpentras. Dort erlangte Francesco seine erste Jugendbildung bei einem alten Schulmeister Convenevole, einem mittelmäßigen Gelehrten, der indessen von dem Schüler sehr gerühmt wird. Bei einem Besuche der Sorguequelle bei Vaucluse empfing das Gemüt des Knaben mächtige landschaftliche Eindrücke, die den Entschluß des Mannes vorbereiteten, in jener Einsamkeit zu leben. Die Knabenzeit weckte ferner den Hang zur Freundschaft, der von dem Jünglinge und von dem Manne immer stärker ausgebildet wurde. Endlich wurde schon in der Knabenzeit, vielleicht nicht ohne Einwirkung des Lehrers, die Begeisterung für das Studium der Alten entzündet, eine Begeisterung, die es dann dem Jünglinge unmöglich machte, einem Brotstudium sich zuzuwenden, sondern ihm als Lebensaufgabe die Verbreitung und Vertiefung der klassischen Studien gleichsam aufnötigte.

In solcher Stimmung bezog er die Universität. Seit 1318 in Montpellier, seit 1322 in Bologna, studierte er, dem Wunsche des Vaters folgend, Jurisprudenz, aber wendete sich mit weit größerer Vorliebe der Beschäftigung mit den Alten, den Humanitätsstudien zu. Diese ausschließlich zu betreiben, ward ihm möglich, da er durch den Tod des Vaters (1326), dem die Mutter bald folgte, selbständig wurde. Indessen mußte er sich, ebenso wie sein jüngerer Bruder Gherardo, um der Not zu entgehen, bequemen, in den geistlichen Stand zu treten, nahm aber, trotz des geistlichen Standes, nicht durchaus geistliche Sitten an und fuhr fort, Avignon zu hassen, obwohl er dort zu leben gezwungen war. Ein Lichtblick in der trüben avignonesischen Zeit war die Freundschaft mit der reichen und mächtigen Familie Colonna, die ihm auch mancherlei persönliche Vorteile verschaffte. Jahrelang brachte er in Avignon zu, seinen Studien hingegeben, unterbrach aber seinen Aufenthalt durch Reisen, von denen die im Jahr 1333 unternommene die wichtigste ist. Er besuchte Paris, Köln, Aachen, überall nach Handschriften forschend, aber auch Volkssitten und Gebräuche studierend. Um seiner Sehnsucht zu genügen, ging er 1337 nach Rom, mit Wonne, in die sich Trauer über die Zerstörungswut der Früheren mischte, die Altertümer anschauend und mit Schmerz die Abwesenheit des Papstes beklagend.

In demselben Jahre kaufte er sich in Vaucluse, das ihm schon in seinen Kindheitsjahren so sehr gefallen hatte, ein kleines Besitztum. Er lebte daselbst, wie es scheint, mit einer Haushälterin, von der er zwei Kinder bekam, einen Sohn Giovanni, der dem Vater keine Freude bereitete und 1361 starb, und eine Tochter Francesca, welche später die Freude und der Trost des Alten wurde.

In der Einsamkeit zu Vaucluse, die er teils aufsuchte, um sich von der Verderbnis des päpstlichen Hofes fern zu halten, teils um ungestört seiner Liebe zu leben, vollendete oder begann er wenigstens seine bedeutendsten Werke. Sie wurden rasch verbreitet und machten ihn zu einem berühmten Manne. Er aber verlangte auch nach dem äußern Zeichen

dieses Ruhmes und so nahm er gern die Einladung der Römer an, nach Rom zu kommen (1341), um auf dem Kapitol die Dichterkrone zu erhalten. An demselben Tage, an welchem er die römische Einladung erhalten hatte, empfing er auch eine Pariser desselben Inhalts, zog aber jene vor und zog nach Rom, nachdem er in Neapel Halt gemacht und sich bei dem König Robert einer poetischen und gelehrten Prüfung unterworfen hatte.

Nach kurzem Aufenthalte bei Azzo da Coreggio in Parma kehrte Petrarca nach Avignon und Vaucluse zurück, blieb aber nicht lange dort, sondern war in den nächsten Jahren wieder in Parma und Neapel, teils politisch, teils wissenschaftlich thätig, in Italien sich nach seinem geliebten Vaucluse sehnend und in der Nähe Avignons nach Italien verlangend. Von 1347 an gehört er fast dauernd Italien an; wir finden ihn in Parma, Padua, Verona, das einsiedlerische Leben lobpreisend und doch mit den Fürsten der genannten Städte in engem Verkehr. Ja damals und später suchte er eine politische Rolle zu spielen, so bei den Visconti in Mailand, deren offizieller Redner er nicht selten war, oder als Schiedsrichter in dem großen Seekriege zwischen Genua und Venedig. 1350 betrat er zum erstenmale die Stadt seiner Väter, Florenz, gegen die er aber immer, trotz ihrer Geneigtheit, das dem Vater zugefügte Unrecht dem Sohne gegenüber wieder gutzumachen, in gereizter Stimmung blieb; damals sah er auch seine Geburtsstadt Arezzo wieder, von deren Bürgern er wie ein König empfangen wurde. Nur noch einmal (1351—1353) ging er nach Vaucluse zurück; später hat er sein geliebtes Besitztum nie wieder betreten, das übrigens bald nach seiner Abreise von Räubern angegriffen und verwüstet wurde. Er lebte lange Jahre in Mailand, von wo aus er eine Reise zum Kaiser Karl IV. nach Prag antrat, ohne das Geringste über die von ihm betretenen fremden Länder zu berichten; dann in Padua, von wo er nicht selten zu kurzem Aufenthalte nach Venedig zog. Padua und von 1370 an das bei Padua belegene Dorf Arquà wurde aber nun sein eigentliches Standquartier,

wo er im Kreise der Seinen, nahe seiner geliebten Tochter lebte, wo er seine Freunde gern empfing, unter denen Boccaccio, der gleich dem ältern Freunde die italienische Sprache pflegte und ein eifriger Jünger der Renaissance war, seit Jahren den vordersten Platz einnahm. Er lebte in behaglichen Verhältnissen, in wissenschaftlicher Ruhe und Muße, die fleißige Arbeit durch fromme Uebungen und fröhliches Gespräch unterbrechend, in regem schriftlichen Verkehr mit seinen Freunden und Gönnern, deren Lobsprüche er gerne annahm, deren Stellenanerbietung er aber standhaft zurückwies. Bis in seine letzten Lebenstage war er körperlich rüstig und geistesfrisch, sein letzter Brief ist vom 8. Juni 1374, wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben. Er ist an Boccaccio gerichtet und begleitete eine von Petrarca angefertigte lateinische Uebersetzung der letzten Novelle des Dekamerone; der Brief, vielleicht im Vorgefühle des nahen Endes geschrieben, schließt mit den Worten: Lebet wohl ihr Freunde, lebet wohl ihr Bücher. Am 18. Juli 1374 starb Francesco Petrarca und wurde unter großen Feierlichkeiten begraben.

Petrarcas Werke und Briefe sind, mit Ausnahme seiner Liebesdichtungen, von denen später zu reden ist, lateinisch geschrieben. Sie sind daher schon durch ihre Sprache, zumal nur wenige in deutscher Uebersetzung vorliegen, dem großen Publikum verschlossen, aber sie sind es auch größtenteils durch ihren Inhalt. Denn nur die wenigsten behandeln allgemein menschliche Verhältnisse, deren Behandlung immer interessiert, oder rein persönliche Angelegenheiten, die eben ihrer Besonderheit wegen bei einem bedeutenden Menschen anziehend und wichtig erscheinen, sondern sie besprechen gelehrte Dinge oder erörtern philosophische Fragen. Dies thun sie zwar mit gründlicher Kenntnis, gewandter Sprache und selbständiger Denkart und unterscheiden sich dadurch zu ihren Gunsten von vielen dermaligen Produktionen, trotzdem bleiben sie vermöge ihrer Sprache und ihres Inhalts auf einen bestimmten kleinen Kreis beschränkt.

Wenn daher auch der Ungelehrte von diesen Schriften wenig weiß und selbst durch Uebersetzungen keinen rechten Ein-

blick in dieselben erhalten kann, so kann er doch den historischen Wert derselben begreifen lernen. Dieser besteht darin, daß Petrarcas Schriften wichtige Denkmäler einer bedeutsamen Kulturepoche sind, kräftige Werkzeuge einer frisch erstehenden Bildungsperiode, Boten einer neuen Zeit, klassische Zeugen der Renaissance und des Humanismus.

Die Renaissance begründet in Italien eine neue Kultur, dadurch daß sie die vernachlässigten Sprachen und Wissenschaften des Altertums zu erneutem Leben aufruft, daß sie die Blicke der Menschen vom Ueberirdischen ins Irdische, vom Uebersinnlichen ins Sinnliche zurückleitet, den einzelnen zur Klarstellung seines Verhältnisses zu Wissenschaft und Religion, Natur und Vaterland zwingt. Unter denen, die diese neuen Anschauungen ins Leben rufen, ist Petrarca einer der ersten und vornehmsten.

Zunächst hilft er zu einer neuen Blüte der lateinischen Sprache. Er schreibt Latein nicht wie ein Künstler, wohl aber wie ein selbständiger Denker, und wird eben darum, weil er Selbstgedachtes in eigenartiger Sprache wiedergibt, leicht verstanden, selbst wenn er die Gesetze reiner Klassizität nicht immer streng genug beobachtet. Er schreibt Verse und Prosa. Durch seine lateinischen Verse meinte er die Unsterblichkeit zu gewinnen und nahm freudestrahlend (8. April 1341) auf dem Kapitol zu Rom die Dichterkrönung an, welche ihm der Preis für seine Leistungen und die Bürgschaft für unvergänglichen Ruhm zu sein schien. In seinen Gedichten spricht er von den Idealen seines Lebens. Seine 77 poetischen Briefe enthalten Schilderungen und Betrachtungen über einzelne Vorfälle seines Lebens, Lob seiner Freunde und Genossen, Verherrlichung Italiens und seiner Fürsten, enthusiastische Lobpreisung der Dichtkunst und der Dichter, Schmähung der Unwürdigen, die sich ohne innern Beruf zur Dichtung drängen, Verwerfung häßlicher Bestrebungen der Zeit und Ausdrücke seiner sehnsüchtigen Hoffnung auf beßre Tage. Sein bukolisches Gedicht, Hirtengespräche enthaltend, bietet trotz des schäferlichen Gewandes, durchaus nichts Hirtenmäßiges, bringt vielmehr allerlei politische und moralische,

religiöse und allgemeine Auseinandersetzungen, in gesuchter Redeweise, mit unklaren Anspielungen. Der Liebe wird in beiden Dichtungen gedacht: sie hat auch die schönste Episode des an Episoden reichen epischen Gedichtes „Afrika", das Liebesverhältnis zwischen Masinissa und der Sophonisbe diktiert. Sonst behandelt das Gedicht den Kampf Scipios mit Karthago, macht aber Abschweifungen in die frühere und spätere Zeit Roms und erhebt durch solche Digressionen das Gedicht, nicht eben zu seinem Vorteile, zum Range eines historischen Werkes.

Indessen auch wirklich historische Werke hat Petrarca geschrieben. Das eine „von den erwähnenswerten Dingen" ist mehr eine Anekdotensammlung, als ein Lehrbuch, eine Zusammenstellung witziger Antworten, lehrreicher Charakterzüge und merkwürdiger Ereignisse aus dem Leben bedeutender Menschen des Altertums und der Neuzeit, mit besondrer Hervorhebung der älteren Perioden. Das andre „Lebensbeschreibungen berühmter Männer" verdiente eher die Bezeichnung „bedeutender Römer", denn wahrhaft Großes erblickt der Schriftsteller nur in Rom; es ist eine römische Geschichte in Biographien, mit ganz besondrer Bevorzugung Cäsars, mit klar erkennbarer Erhebung der alten Römer über die modernen Italiener, mit politischen Anspielungen und mit Ansätzen zur Kritik.

Dies kritische Bestreben des Schriftstellers und Forschers, das in gelegentlichen, noch jetzt durch ihren Scharfsinn beachtungswerten, historischen Untersuchungen zum Ausdruck kommt, zeigt sich auch in seinem polemischen Auftreten gegen die Vertreter verschiedener Wissenschaften, die Juristen, die Aerzte, die Astrologen und die Averroisten. Jurisprudenz und Medizin waren Petrarca freilich nicht genügend bekannt, um seine Angriffe als fachwissenschaftliche erscheinen zu lassen; jene Wissenschaften dienen ihm als Angriffsobjekte hauptsächlich deshalb, weil deren Vertreter sich eines unklassischen Latein bedienen und die begeisterten Anhänger der humanistischen Studien verdammen, teilweise deshalb, weil sie in das Leben des Schriftstellers störend eingriffen. Die

Astrologen dagegen verfolgt er, weil sie einem Wahn, statt einer Wissenschaft dienen, und durch solches Treiben dem Aberglauben und Unglauben Vorschub leisten. Averroisten nennt er eine Sekte von Philosophen in Venedig, die wahrhaft philosophisches Denken mißachtend, von geistigem Hochmut aufgebläht, sich in Verhöhnung der Wissenschaft und des Glaubens gefielen.

Der Streiter gegen falsche Philosophie wird gern auch Verkünder wahrer und echter Philosophie. In zwei großen Traktaten „vom einsamen Leben“ und „von den Heilmitteln im Glück und im Unglück“ verkündete er die Theorie dessen, was er praktisch übte; er pries die Einsamkeit, die er beständig aufsuchte und verkündete den Sieg der Vernunft über Freude und Hoffnung, die steten aber irreführenden Begleiterinnen des Glücks, über Furcht und Schmerz, die Gefährtinnen des Unglücks. Auch in den philosophischen Schriften indessen schweigt der Kritiker und Polemiker nicht ganz, vielmehr eifert er auch hier gegen die Verächter der Wissenschaft, gegen pflichtvergessene Kaiser und Päpste, gegen die Zerstörer Italiens und wider die Schänder der Religion.

Zeigt sich schon in solchen Aeußerungen neben dem Kritiker und Polemiker der Enthusiast, so führt dieser das große Wort, sobald von der Politik, von dem Schicksale Italiens die Rede ist. Petrarca ist sein ganzes Leben lang Politiker gewesen, aber gerade in dieser seiner politischen Richtung zeigt er das Doppelwesen und den Widerspruch des Praktikers und des Theoretikers, des Realisten und des Idealisten. Er schwärmt für Freiheit, für persönliche ebenso wie für staatliche, und drängt sich doch an die Tyrannen, um von ihnen Gunst zu erlangen, er verfolgt großartige Zwecke, bedient sich aber zu ihrer Erreichung nicht selten kleinlicher Mittel.

Sein Hauptstreben ist, Rom zu erheben und dessen Größe dauernd zu begründen. Durch drei verschiedene Mächte nun konnte die gesunkene Bedeutung Roms gehoben werden: durch die Päpste, d. h. durch die Herrscher, welche seit Jahrhunderten als die wirklichen, wenn auch den nationalen Idealen wenig entsprechenden Besitzer galten; durch das

römische Volk, das, so gerne es sich auch als Erbe der alten Römer gerirte, nur wenig von ihren Eigenschaften bewahrt hatte; durch die Kaiser, die der alten Cäsaren so wenig würdig, wie die modernen Römer der antiken, kaum mehr an die Ansprüche jener dachten, zu deren Verwirklichung ihnen freilich, selbst wenn sie an eine solche gedacht, die Kraft gefehlt hätte.

An alle drei Mächte wandte sich Petrarca, obwohl vergeblich. Eine stattliche Reihe Päpste, von Johann XXII., der 1316 auf den päpstlichen Thron kam, bis Urban V., der 1370 starb, flehte er an, die freiwillige Verbannung in Avignon aufzugeben und ihre Residenz wieder in Rom aufzuschlagen, aber er begegnete meist kalter Ablehnung, höchstens halber Zustimmung, und erlebte immer wieder schwächliche Versuche einer Ausführung, die nur geeignet waren, seinen bittern Haß gegen Avignon noch zu steigern. Der Kaiser Karl IV. war ihm wohlgesinnt und bewies dieses Wohlwollen durch freundliche Begrüßung, aber bei seinem zweimaligen Erscheinen in Italien, das nicht etwa durch Petrarcas Mahnungen veranlaßt war, zeigte er sich durchaus entfernt von der streitlustigen Art früherer Herrscher, welche die Päpste als ihre Untergebenen und Italien als ihr eigentliches Herrscherland betrachtet hatten. Cola di Rienzi endlich, der den Versuch wagen zu wollen schien, Rom zu einer Republik unter Führung eines Tribunen umzugestalten, erwies sich sehr bald als zu klein für seine Aufgabe, als tyrannisch im Glück und schwächlich im Unglück, in keiner Weise der hohen Worte würdig, welche Petrarca bis zuletzt an ihn, noch als er gefallen war, richtete.

So gerne Petrarca nun auch die Welt betrachtete, so wendete er doch am liebsten seine Blicke dem eignen Innern zu. Wegen dieser Würdigung seiner Fehler und Vorzüge, wegen dieses beständigen Kämpfens mit sich und seinen Leidenschaften ist er wohl der erste moderne Mensch genannt worden. Sein Streben nach Selbsterkenntnis durchzieht sein ganzes Leben und darf nicht als unecht bezeichnet werden, obwohl es resultatlos blieb oder wenigstens nicht

die beabsichtigte Wirkung einer innern Aenderung, einer Befreiung von den als verderblich erkannten Eigenschaften hervorrief. In seinen Briefen spricht er am liebsten von sich, nicht etwa von seinen Abenteuern berichtend, sondern von seinen Stimmungen und Empfindungen Freunden und Nahestehenden Zeugnis ablegend; in einem „Briefe an die Nachwelt“ sprach er von den Ereignissen seines Lebens, mit hauptsächlicher Betonung seiner innern Entwicklung; am ausführlichsten äußerte er sich aber über sich selbst in Selbstbekenntnissen, die unter verschiedenen Titeln: „Geheimnis, von der Verachtung der Welt, von dem Kampf seiner Sorgen“ angeführt werden.

Diese Selbstbekenntnisse, zurechtgestutzt und auf einen gewissen äußern Erfolg berechnet, wie alle derartigen Herzensergießungen, sind abgefaßt in Form von Gesprächen, die Petrarca mit dem hl. Augustin gehabt haben will, der als Unterredner nicht bloß gewählt wird, weil er auch einmal Selbstbekenntnisse geschrieben hatte, sondern weil er zu den Lieblingsautoren Petrarcas gehört. Der Kirchenvater erscheint hier als der Beichtiger, der sich von seinem Beichtkind die Sünden bekennen läßt und strenge Strafen für dieselben in Bereitschaft hat. Gewöhnliche Fehler, wie Vertrauen auf seinen Geist, Stolz auf seine Beredsamkeit, Hochhalten von Kraft und Schönheit, Streben nach irdischen Dingen, bekennt Petrarca zwar, hält sie aber für unbedeutend, andre, deren er von Gegnern bezichtigt worden: Neid, Zorn und Schwelgerei erklärt er als fern von seiner Natur. Dagegen räumt er ein, drei Hauptfehler zu besitzen. Unter diesen Sünden ist die erste und vornehmste „das Streben nach Ruhm bei den Menschen und das Verlangen nach Unsterblichkeit des Namens“. Gegen sie führt der Kirchenvater theologische und moralische Gründe ins Feld: die Vergänglichkeit des Irdischen, den Neid der Genossen, den wechselnden Geschmack des Publikums, das eitle weltliche Sinnen und Trachten, aber er vermag nur eine augenblickliche Zerknirschung, nicht eine dauernde Besserung zu erzielen. Er vermag es deshalb nicht, weil die Ruhmeslust eine von den Renaissancemenschen untrennbare Neigung ist,

die selbst den nach dem Höchsten Strebenden nicht verläßt und grade bei denen, die sich vorwiegend mit dem Altertum beschäftigten, stets von neuem erwachte.

Während diese und die früher erwähnten Fehler und Sünden allen strebenden Menschen jener Zeit mehr oder weniger anhaften, sind die zwei übrigen Hauptsünden durchaus eigenartig und persönlich. Die eine ist die Liebe, von der besser in anderm Zusammenhang gesprochen wird, die andere ist die Acedia. Wörtlich heißt der Ausdruck „Sorglosigkeit“, die Moralisten des Mittelalters verstanden darunter Unlust und Trübsinn. Bei Petrarca wird die Acedia zum Kampf zwischen Wesen und Schein, zur Anstrengung die Oede der Alltäglichkeit durch philosophisches Denken auszufüllen, zu dem unseligen Zustande, der durch den Nachhall früherer Leiden und durch die Vorahnung künftiger Freuden hervorgerufen wird, zum Unwillen über die träge Ruhe der Meisten gegenüber der qualvollen Unruhe des eignen Innern, zu der Erkenntnis, daß die Erfolge niemals den Anstrengungen entsprechen und daß das ganze Leben ein unwürdiger Kreislauf sei, in welchem der Schlechtere voraneilt und der Bessere zurückbleibt.

So aufrichtig auch diese Lebensbekenntnisse sein mögen, so muß man doch einräumen, daß auch nach dem Aussprechen derselben keines der gebeichteten Vergehen schwand. Zwingt auch dieser Umstand zu dem Geständnisse, daß Petrarca nicht die Energie besaß, die man an einem Tugendhelden bewundert, so kann er die Neigung für den großen Schriftsteller der Renaissancezeit nicht unterdrücken; die Verehrung mag schwinden oder sich vermindern, die Liebe aber bleibt. Ja, sie wird größer, weil wir dem Strebenden und Irrenden uns näher verwandt fühlen, als dem Vollkommenen, weil wir von dem, der trotz guten Willens vom rechten Wege abkommt, aber ungeachtet seines Strauchelns und Fallens die Sehnsucht nach dem Edeln behält, ja stärker in sich werden fühlt, das Vorbild echt menschlichen Wesens zu erblicken glauben.

Ludwig Geiger.

Erster Teil.

Sonette und Canzonen auf das Leben der Donna Laura.

Des Dichters Vorwort an die Leser.

Die ihr, wie sie durch meine Reime gehen,
Den Seufzern lauscht, womit mein Herz ich nährte,
So lang der erste Jugendirrtum währte
Und ich zu andrem war, als jetzt, ersehen! —

Ungleichem Stil, drin ich in eitlen Wehen
Und eitlem Hoffen weinend mich verzehrte,
Wird, wen Erfahrung Liebe kennen lehrte,
Mitleid, nicht bloß Verzeihung, zugestehen.

Wohl seh' ich nun, wie ich in aller Munde
Das Märlein lange war, und solch Bekenntnis
Macht, daß beschämt ich drob in mir erglühe;

Und meiner Thorheit einz'ge Frucht zur Stunde
Ist Scham und Reu und deutliche Erkenntnis,
Daß Weltlust wie ein kurzer Traum entfliehe.

Sonette.

1.

An mir zu üben seine holde Tücke,
Für tausend Frevel eine Schmach zu spenden,
Nahm seinen Bogen Amor still zu Händen,
Und Zeit und Ort ersahen seine Blicke.

Zum Herzen zog die Tugend sich zurücke,
Den Sturm von Herz und Augen abzuwenden;
Da eilt' er, seinen Todespfeil zu senden
Dahin, wo jeder Pfeil sonst brach in Stücke.

Bestürzt jedoch vom ersten Angriff, waren
Ihr weder Kräfte g'nug noch Raum verliehen,
Zu brauchen, wie es not ihr that, die Waffen,

Oder mit List vom Orte der Gefahren
Zu steiler Höh' zurücke mich zu ziehen.
Nun möchte sie und kann doch Rat nicht schaffen.

2.

Am Tag', als rings sich barg der Glanz der Sonnen,
Aus Mitleid mit dem Schöpfer, in den Höhen,
Ward ich umgarnt und eh' ich mich's versehen,
Herrin, von Eurer Augen Licht umsponnen;

Denn weil ich nicht in solcher Zeit gesonnen,
Den Kampf mit Amors Pfeilen zu bestehen,
War ich ohn' Arg. — So haben meine Wehen
Inmitten allgemeinen Leids begonnen.

Es fand mich Amor gänzlich ohne Wehre,
Den Weg zum Herzen durch die Augen offen,
Durch deren Pforten Thränen viel gezogen;

Drum bringt es ihm auch, dünkt mich, wenig Ehre,
Daß er mich Nackten mit dem Pfeil getroffen,
Euch, der Bewehrten, kaum gezeigt den Bogen.

3.

Der ew'ge Vorsicht einst und Kunst entfaltet
In seines Wunderbaues lichter Hehre,
Der diese schuf und jene Hemisphäre
Und milder Jupiter als Mars gestaltet,

Auf Erden einst aus Blättern, fast veraltet,
Zum Lichte zog die lang verborgne Lehre,
Vom Netz Johannem zu des Himmels Ehre
Und Petrum rief, wo er als König waltet;

Nicht Rom hat er mit seiner Wieg' entzücket,
Judäa war's! und wie zu Glanz und Wonne
Die Demut er vor allen stets erkoren,

Sandt' er aus kleiner Stadt uns eine Sonne;
Drob fühlen sich Natur und Ort beglücket,
Wo solche Schönheit ward der Welt geboren.

4.

Wann meine Seufzer, Euch zu nennen, steigen,
Beim Namen, den mir Amor eingeschrieben
Ins Herz, „LAUdate!“ ruft der Klang der lieben
Drei ersten Laut' und bricht alsbald das Schweigen.

Dann seh' ich als REgentin Euch sich neigen,
Und kräft'ger fühl' ich mich zum Werk getrieben!
Doch „TAce!“ ruft der Schluß, mich zu betrüben;
„Denn andrer ist's, die Ehr ihr zu erzeigen!“

So muß zu loben und zu huld'gen lehren
Das bloße Wort, sowie Euch einer nennet,
O aller Huld'gung Wert und aller Ehren!

Wenn nicht vielleicht Apollo zürnt, zu hören,
Wie Menschenwort zu reden kühn entbrennet
Von seinem Blätterschmuck, dem ewig hehren.

5.

So irrt mein thöricht Sehnen ab vom Wege,
Ihr, die zur Flucht sich wandte, nachzudringen,
Die leicht entfliegt und frei von Amors Schlingen,
Vor mir, der ich mich langsam nachbewege;

Daß, ruf' und lenk' ich's auch zum sichern Stege,
Je mehr ich's thu', so minder es zu zwingen.
Kein Sporn, kein Zaum kann's zum Gehorsam bringen;
Denn widerspenstig macht es Amors Pflege.

Und wenn's den Zügel mit Gewalt ergreifet,
Dann werd' ich seiner Herrschaft ganz verfallen,
Der mich zum Tode führet wider Willen,

Dem Lorbeer bloß zu nahn, auf welchem reifet
Die bittre Frucht, die, wenn gekostet, allen
Mehr Schmerz verleiht, als Schmerz vermag zu stillen.

6.

Am Fuß der Hügel, wo das Prachtgeschmeide
Der Erdenglieder sie vordem empfangen,
Die den vom Schlaf zu Thränen oft und Bangen
Erweckt, der uns gesandt dir zum Bescheide;

Da zogen frei wir hin in Fried' und Freude
Durch's Leben, das die Wesen all' verlangen,
Und keine Furcht je mocht' uns da befangen,
Daß unterwegs uns was die Lust verleide.

Doch, wie sich unser Schicksal auch gewandelt,
Wir haben, ob entrückt dem heitern Leben,
Selbst für den Tod noch einen Trost gefunden:

Daß Rach' ihm wird, der also uns behandelt,
Der, nah dem End', in fremde Hand gegeben,
Mit einer stärkern Kette steht gebunden.

7.

Wann der Planet, der unsre Stunden scheidet,
Zur Herberg in des Stieres Zeichen rücket,
Erglüht sein Horn, und Kraft herniederzücket,
Die rings die Welt mit neuer Farb' umkleidet

Und nicht bloß das, woran sich außen weidet
Der Blick, Gestad' und Berg, mit Blümlein schmücket,
Auch drin im Schoß, der keinen Tag erblicket,
In Lieb' ihn schwängernd, ihre Macht vergeudet.

Dann sammeln diese wir und andre Früchte.
So auch, die ich der Frauen Sonne preise,
Wenn ihrer Augen Strahlen mir erglühen,

Schafft Liebessinn in mir und Liebesweise;
Doch wie sie auch die Blicke lenk' und richte,
Mir wird kein Frühling mehr auf Erden blühen.

8.

Ich sah, o Herrin, — so in Sonn' als Schatten —
Euch nie den Schleier heben,
Seit Ihr erkannt mein Sehnen und mein Streben,
Die keinem andern Wunsch drin Raum gestatten.

So lang ich die Gedanken hielt verstecket,
Die mein Gemüt in Sehnsucht aufgezehret,
Hab' ich verklärt von Mitleid Euch gefunden;
Doch seit Euch Amor über mich belehret,

War sorglich stets das blonde Haar verdecket,
Der liebevolle Blick in sich gebunden.
Was mir das Liebst' an Euch, ist mir entschwunden. —

Das ist des Schleiers Walten,
Der, mir zum Tod, ob Frost, ob Hitze schalten,
Der Augen süßes Licht mir will umschatten.

9.

Kann sich mein Leben noch so lang' erhalten
In bangen Kümmernissen und in Qualen,
Daß, kraft der letzten Jahr', ich einst die Strahlen
In Euren Augen, Herrin, seh' erkalten,

Und Euer Goldhaar silbern sich gestalten,
Nicht grün Gewand und Kränz' Euch mehr umstrahlen,
Die Wangen bleichen, die den Mut mir stahlen,
In Klagen meinen Jammer zu entfalten;

Dann gibt wohl Lieb' auch Kühnheit mir, der Stunden,
Der Tag' und Jahre Menge zu enthüllen,
Die unter Schmerzen mir dahingeschwunden.

Und wehrt die Zeit, so schönen Wunsch zu stillen,
Gewiß doch mindest wird für meine Wunden
In späten Seufzern mir ein Balsam quillen.

10.

Wenn unter andern Frau'n sich eingefunden
Amor manchmal auf ihren schönen Zügen,
Wie jeden Reiz die ihren dann besiegen,
So wächst die Sehnsucht, die mich hält gebunden.

Ich segne dann den Ort, die Zeit, die Stunden,
Da zu so Hohem sich mein Blick verstiegen,
Und spreche: „Dank', o Herz, des Himmels Fügen,
Der solcher Ehre würdig dich erfunden.

Von ihr ist kommen dir ein Liebesregen,
Das, folgst du ihm, zum höchsten Gut dich leitet,
Verschmähend was die andern alle mögen;

Von ihr ist kommen mutiges Bewegen,
Das graden Pfad zum Himmel dir bereitet!" —
So zieh' ich stolz, von Hoffnung froh begleitet.

11.

Ihr müden Augen, weil euch auf ich schlage
Nach jener Antlitz, die zu nicht' euch machet,
Bitt' ich, seid klug und wachet;
Amor ruft euch zum Kampf, darob ich klage.

Der Tod allein vermag, meinen Gedanken
Den Liebespfad zu schließen, der sie leitet
Zum süßen Port des Heils, den sie ersehnen;
Doch ein gering'rer Gegenstand bestreitet
Euch euer Licht und setzt euch herbe Schranken,
Weil mindre Kraft und Schärf' euch ward, als jenen.

Darum, ihr Armen, eh' die Zeit der Thränen,
Die schon so nahe steht, herangekommen,
Sei von euch hingenommen
Ein kurzer Trost für also lange Plage!

12.

Bei jedem Schritte wend' ich mich zurücke
Mit müdem Körper, den ich kaum ertrage;
Von eurer Luft gekräftiget, dann wage
Ich weiter mich und jammre dem Geschicke.

Doch wieder denkend an verlass'nes Glücke,
Den langen Weg und an die kurzen Tage,
Steh' bleich und halb entseelt ich still, und schlage
Zur Erde weinend nieder meine Blicke.

Dann faßt mich, während meine Thränen rinnen,
Ein Zweifel, wie die Glieder noch zu leben
Vermögen, seit der Geist dahin geschwunden.

Doch Amor spricht: Kannst du dich nicht besinnen,
Daß solches Vorrecht Liebenden gegeben,
Die aller Erdenwesenheit entbunden?

13.

Es zieht dahin der Alt' in Silberhaaren
Vom süßen Orte, wo er ward zum Greise,
Und von den Seinen, die aus ihrem Kreise
Besorgt den lieben Vater sehen fahren.

Er schleppt die Glieder fort, die wandelbaren,
Durch seiner Lebenstage letzte Gleise,
Und hilft nach Kräften sich ans Ziel der Reise,
Vom Weg ermüdet und gebeugt von Jahren,

Um, seiner Sehnsucht folgend, einzuwandern
In Rom und dessen Antlitz hier zu sehen,
Den er einst hofft zu schaun in Himmelsklarheit.

So will ich Armer manchmal auch erspähen,
So weit es, Herrin, möglich ist, in andern
Euch, die Ersehnt', als wär't Ihr's selbst in Wahrheit.

14.

Mir träufeln bittre Thränen von den Wangen,
Und Seufzer stürmisch aus der Tiefe wehen,
Geschieht es, daß nach Euch die Augen spähen,
Durch die allein ich von der Welt gegangen.

Wohl sänftigt sich mein glühendes Verlangen,
Sobald ich freundlich lächeln Euch gesehen,
Und wie aus Flammen fühl' ich mich erstehen,
Wenn meine Blicke staunend an Euch hangen.

Doch bald zu Eis erstarren die Gedanken,
Seh' ich beim Scheiden, wie mit holder Sitte
Ihr von mir lenket meine Schicksalssterne.

Oeffnen der Liebe Schlüssel dann die Schranken,
Entflieht die Seel', und aus des Herzens Mitte
Folgt sie gedankenvoll Euch in die Ferne.

15.

Hab' ich nach jener Seite mich gewendet,
Wo ihr Gesicht mir leuchtet gleich dem Tage,
Und denk' ich, wie so hell ihr Auge tage,
Des Licht mir brennend Teil für Teil entwendet,

Dann fürcht' ich, daß mein Herz sich von mir wendet;
Und, nah das Ende sehend meiner Tage,
Zieh' ich dahin ein Blinder, fremd dem Tage,
Der spurlos geht, und doch den Fuß nicht wendet.

So eil' ich fort, dem Tode zu entrinnen,
Doch nicht so schnellen Laufs, daß nicht die Wünsche
Mir folgten, wie sie immer mich begleiten.

Stumm geh' ich; denn ich weiß, es würden rinnen
Viel Zähren um ein totes Wort — und wünsche,
Daß nur aus meinen Augen Thränen gleiten.

16.

Der Tiere gibt's, die nach des Lichtes Quelle
Mit stolzen Blicken schaun und nicht erblinden,
Und andre, die, weil Schmerz sie drob empfinden,
Hervor nur abends gehn aus dunkler Stelle;

Noch andre meinen, in der Flammen Helle,
Von irrem Wahn getrieben, Lust zu finden;
Doch zeigt sich bald ein zweites — daß sie zünden.
Weh mir, daß ich den letzten mich geselle!

Vermag ich doch im Licht nicht auszuharren
Der holden Herrin, nicht mich zu umbauen
Mit Finsternis noch Stunden nächt'ger Weile!

So treibt mich mein Geschick, mit feuchten, starren
Und blöden Augen stets nach ihr zu schauen;
Ich folg' und weiß, daß in die Flamm' ich eile.

17.

Errötend manchmal, Herrin, wenn ohn' Ende
Von Eurer Schönheit schweigen meine Lieder,
Denk' ich, wie ich zuerst Euch sahe, wieder,
Daß ich an andern nimmer Freude fände.

Doch find' ein Werk ich, nicht für meine Hände,
Und eine Last, zu schwer für meine Glieder;
Der Geist mißt seine Kraft, und, müd' und müder,
Wird er zu Eis und läßt das Werk behende.

Wohl oft bereits wollt' ich mein Schweigen brechen,
Doch blieb in tiefer Brust die Stimme hangen;
Hat ja kein Laut sich je so hoch geschwungen!

Wohl oft begann in Versen ich zu sprechen;
Doch wie auch Geist und Hand und Feder rangen,
Beim ersten Anlauf waren sie bezwungen.

18.

Oft bot ich schon mein Herz Euch voll Vertrauen,
O süße Krieg'rin, Frieden zu ersiegen
Mit Euren Augen; doch in stolzem Fügen
Gefiel's Euch nicht, so tief herabzuschauen.

Und hofften auf dies Herz je andre Frauen,
Es würde falsche Hoffnung sie betrügen;
Die alte Lust, sie kann mir nicht mehr gnügen,
Weil, was Euch mißfällt, mich erfüllt mit Grauen.

Drum treib' ich's aus, und findet's keine Gnade
Bei Euch in der Verbannung herben Leiden,
Kann es nicht einsam, noch bei andern leben.

Wie leicht da irrt' es ab vom rechten Pfade!
Und welche Schuld dann lastet' auf uns beiden,
So mehr auf Euch, je mehr es Euch ergeben!

19.

So viel der Wesen wohnen auf der Erde, —
Außer den wen'gen, die da feind der Sonne, —
Sie alle gehn der Arbeit nach am Tage;
Doch wie der Himmel zündet seine Sterne,
Kehrt dies nach Haus, birgt jenes sich im Walde,
Der Ruh zu pflegen mindest bis zum Morgen.

Und ich — so wie beginnt der süße Morgen,
Zu treiben rings die Schatten von der Erde,
Weckend die Schlummernden in jedem Walde, —
Seufze, so lang' am Himmel steht die Sonne.
Dann später, wann ich funkeln seh' die Sterne,
Verlang' ich weinend wieder nach dem Tage.

Und wenn der Abend Flucht gebeut dem Tage,
Und unsre Nacht an andre gibt den Morgen,
Betracht' ich sinnend die grausamen Sterne,
Die mich geformt aus allzu weicher Erde;
Den Tag verwünsch' ich, da ich sah die Sonne,
Die dem mich gleich macht, der da haust im Walde.

Nie weidete, glaub' ich, in finstrem Walde
So grausam Wild, bei Nacht so als bei Tage,
Wie sie, um die im Schatten, in der Sonne
Vom ersten Schlaf' ich weine bis zum Morgen;
Denn bin ich auch hinfäll'ger Leib von Erde,
Doch liehn ein dauernd Sehnen mir die Sterne.

Bevor zu euch ich kehr', ihr lichten Sterne,
Bevor hinab zu der Verliebten Walde,
Lassend den Leib, der sein wird Staub und Erde,
Möcht' ich sie huldreich sehn! In einem Tage
Ersetzt' es viele Jahr', und bis zum Morgen
Macht' es mich reich vom Untergang der Sonne.

Wär' ich mit ihr vom Untergang der Sonne,
Und niemand säh' uns andres, als die Sterne!
Nur eine Nacht! und es erschien kein Morgen!
Und sie verwandelte sich nicht zum Walde,
Zu fliehn aus meinem Arm, wie an dem Tage,
Wo sie Apoll verfolgt' hier auf der Erde! —

Ruhn werd' ich in der Erd', in trocknem Walde,
Und wandeln wird der Tag voll kleiner Sterne,
Bevor so holden Morgen bringt die Sonne.

20.

In meines ersten Alters süßen Tagen,
Die jenen wilden Wunsch im Keimen sahen,
Der dann erwuchs, mir ach! zum Untergange,
Als Amor es verschmähte, mir zu nahen,
Wie da ich lebt' ein Freier, will ich sagen,
Weil herber Schmerz sich mindert im Gesange;
Erzählen dann, wie allzu schwer und lange
Er drüber zürnt', und was daraus entsprungen,
Wodurch ich ward ein Beispiel vielen Leuten;
Obwohl zu andern Zeiten
Mein schwer Verhängnis ich so oft besungen,
Daß tausend Federn schon ich stumpf geklaget
Und rings durch Thäler meine Seufzer tönen,
Die meines Lebens Ungemach verkünden. —
Und läßt sich treulos mein Gedächtnis finden,
Das sonst so treu, mag euch mein Schmerz versöhnen,
Und ein Gedanke, der es so durchdringet,
Daß jeden andern er zu fliehen zwinget,
Der mich gewaltsam so mir selbst genommen,
Daß Rind' ich nur, er meinen Kern bekommen.

Seit jenem Tag, als mich zuerst bekriegte
Die Liebe, waren viel der Jahr' entflogen;
Schon war der Jugend Blütenzeit vergangen,
Und starrer Frost war mir ans Herz gezogen,
Der, daß den strengen Mut mir nichts besiegte,
Mit einer Demantrind' es hielt umfangen;
Noch badeten nicht Thränen mir die Wangen
Und störten mir den Schlaf; der andern Streben

Erklärt' als Wunder oft in blödem Sinn' ich. —
Weh mir! wer war, wer bin ich!
Der Abend lobt den Tag, der Tod das Leben.
Denn, als der Grausame nun wahrgenommen,
Wie jeder Pfeil, den nach des Herzens Mitten
Er sandt', an dem Gewande niedergleite,
Nahm er ein mächtig Weib in sein Geleite,
Vor der Verstand und Stärk' und reuig Bitten
Mir wenig konnten oder können frommen.
Durch beide ward mein Wesen mir genommen:
Sonst Mensch, ward ich ein Lorbeer, grün belaubet,
Dem seine Blätter selbst der Frost nicht raubet.

Wie ward mir da, als ich zuerst erkannte,
Wie so mein Wesen allzumal geschwunden,
Als ich die Locken werden sah zu Zweigen,
Die ihnen ich im Geist zum Kranz gewunden,
Den Fuß, auf dem ich stand und ging und rannte,
(Weil, wie das Herz, sich auch die Glieder zeigen,)
Als Wurzel sah zu Fluten niedersteigen,
Nicht des Peneus, zu weit stolzern Wogen,
Und als zwei Aeste sich die Arme strecken!
Bald, zu nicht minderm Schrecken,
Sah ich mit weißen Federn mich umzogen,
Als meine Hoffnung, wie vom Blitz erschlagen,
Dahinsank, weil zu hoch sie sich geschwungen.
Denn ich, unwissend, wo und wann sie wieder
Zu finden, wankte weinend auf und nieder
Bei Tag und Nacht, wo sie mir ward entrungen,
Um sie im Strom', am Ufer zu erfragen;

Und nie vergaß mein Mund seitdem, zu klagen,
So lang er konnte, was ich, ach! verloren.
Drum ward mir Schwanes Farb' und Stimm' erkoren.

So hab' ich längs dem teuren Strand gesungen,
Und wollt' ich reden, sang ich dennoch immer,
Erflehend Gnade mir mit fremdem Munde;
Doch in so holden Lauten tönte nimmer,
Daß sie das rauhe, wilde Herz bezwungen,
Der heißen Liebe schmerzensvolle Kunde.
Noch brennt bei dem Gedanken mir die Wunde!
Jedoch viel mehr bei dem noch, was des weitern
Von meiner Feindin bitter-süßem Walten
Ich ferner muß entfalten,
Wiewohl die beste Kunst dran würde scheitern. —
Sie, der beim ersten Blick die Herzen dienen,
Sie war's, die meiner Brust das Herz entwandte
Und sprach: du darfst kein Wörtchen davon sagen.
Drauf sah ich sie so anders im Betragen,
Daß ich — o Menschensinn! — sie nicht erkannte,
Bis ich ihr Wahrheit bot mit scheuen Mienen.
Und zornig schnell, wie sonst sie mir erschienen,
Stand sie vor mir und wandelt' — ach mir Armen! —
Zu Steine mich, den kaum noch Lebenswarmen.

So trüben Blicks erhob sie drauf die Rede,
Daß ich erzitterte in meinem Steine:
„Nicht bin ich, was dir lügen deine Sinnen!" —
Drauf ich zu mir: „Erlöste mich die Eine,
Wär' mir kein Leben traurig mehr und öde;
O Herr, laß wieder meine Thränen rinnen!" —

Wie, weiß ich nicht — genug, ich ging von hinnen,
Und konnte niemand, als mich selbst, verklagen;
Den ganzen Tag rang mit dem Tod mein Leben.
Was weiter sich begeben,
Kann nimmer alles meine Feder sagen;
Drum übergeh' ich anderes dergleichen,
Was drin geschrieben, ein'ges nur zu künden,
Das jeglichem Bewund'rung abgezwungen.
Mir hatte sich der Tod ums Herz geschlungen,
Nicht konnt' ich's schweigend seiner Hand entwinden,
Noch Beistand der bedrängten Tugend reichen, —
Verboten war mir lauten Wortes Zeichen;
Drum schrieb mit Blatt und Griffel ich alleine:
„Sterb' ich, trifft's Euch! Nicht bin ich mehr der meine!“

So glaubt' ich, ihre Huld mir zu bewahren,
Und mich Unwürd'gen Lohnes wert zu machen,
Und in der Hoffnung hatt' ich Mut gefunden;
Doch Demut pflegt den Zorn bald anzufachen,
Bald löscht sie ihn. Das erst' hab' ich erfahren,
Geraume Zeit von Finsternis umwunden,
Als mir bei jenem Flehn mein Licht entschwunden. —
Da ihren Schatten, selbst des Fußes Spuren
Ich nirgend fand, warf ich, wie wen der Schlummer
Am Weg befällt, von Kummer
Entkräftet, eines Tags mich auf die Fluren,
Und, klagend ob des flücht'gen Strahles Schnelle,
Begann der Thränen Zügel sich zu lösen,
Und ließ sie fallen, wie es ihnen deuchte;
Und nimmer so im Sonnenstrahl erweichte

Der Schnee, wie da zerrann mein ganzes Wesen.
An einer Buche Fuß ward ich zur Quelle
Und hielt befeuchtet lange Zeit die Stelle.
Wer sah aus Menschen Quellen je entspringen?
Ich aber rede von bekannten Dingen.

Die Seele, die nur Gott so hoch erhöhet,
(Denn solche Gnade kann kein andrer leihen)
Gleicht ihrem Schöpfer, was sie auch beginne;
Drum wird sie müde nie, dem zu verzeihen,
Der, Reu' in Herz und Mienen, zu ihm flehet,
Daß er nach Schuld Begnadigung gewinne.
Und wenn sie dennoch lang mit strengerm Sinne
Ihn bitten läßt und scharf ins Aug' ihm blicket,
Thut sie's, weil sie der Sünde Fortgang scheuet;
Denn, ernstlich nicht bereuet
Ein Uebel, wer sich an zu andrem schicket.
Drum als nun voll Erbarmen mich die Reine
Ins Auge faßt und meines Jammers Weise;
Als ich von neuem bat, schuf mein Gebeine
Und jeden Nerv sie um in Kieselsteine.
Von alter Last war nur die Stimme blieben,
Die Tod nur und den Namen rief der Lieben.

Ein finstrer Geist, zog irr ich hin und wieder
Und sang durch öde Klüft' und Felsenwände
Viel Jahre lang mein ungezähmt Verlangen;
Doch endlich fand auch dieses Leid sein Ende,
Und heim kehrt' ich in die verlassnen Glieder,
Drin größre Schmerzen, glaub' ich, zu empfangen,
Und so bin meiner Lust ich nachgegangen,

Daß, einst so jagend, plötzlich ich erkannte
Das holde, scheue Wild, das nackt ich sahe
In einem Quell ganz nahe,
Als glühend über mir die Sonne brannte.
Ich, weil an nichts so gern mein Blick sich weidet,
Blieb stehn und sah verschämt ihr Auge sinken,
Und, sich zu rächen oder sich zu schützen,
Ins Antlitz ihre Hand mir Wasser spritzen.
Wahn ist es — mag es Lüg' auch andern dünken —
Ich fühlte mich vom eignen Leib entkleidet,
Und ward ein Hirsch, der von der Welt sich scheidet,
Unstät und irr von Wald zu Wald zu ziehen,
Und muß noch jetzt vor'm Schwarm der Hunde fliehen.

Canzone, nicht der Wolke glich mein Walten,
Die drauf als goldner Regen durch die Lüfte
Herabsank und des Gottes Glanz gelindet;
Doch Flamme war ich, die ein Blick entzündet,
Ein Aar mit ihr ich durch den Aether schiffte,
Zu deren Preis sich meine Wort' entfalten,
Und ließ bei allem Wechsel der Gestalten
Den Lorbeer nicht, deß wilde, süße Schatten
Mich jeder mindern Lust entfremdet hatten.

21.

Ob sie in grünem Kleid, in rotem schreite,
Sie muß vor allen ragen,
Und keine gibt's, der Goldhaar, schön verschlungen,

Wie ihr sich reihe, die mein Herz befangen,
Die so hinwegzieht von der Freiheit Höhen
Mein Thun und Streben, daß sie nimmer trügen
Ein Joch, das leichter fiele.

Und wie der Geist sich rüste und bereite,
Von Rat entblößt zu klagen,
Wann Schmerzen ihn mit Zweifeln bang durchdrungen, —
Des Anblicks Weihe zähmet sein Verlangen,
Läßt keinen Plan der Thorheit drin bestehen
Und Zornes Wehen alsobald sich fügen
Vor süßem Augenspiele.

Wie viel durch Amor ich ertrug bis heute,
Wie viel ich noch muß tragen,
Bis sie das Herz mir heilt, die es bezwungen,
Die Ungetreue, die es hält gefangen; —
Die Rache kommt, schließt demutvollem Flehen
Nicht Widerstreben, oder stolzes Fügen
Den Pfad zum schönen Ziele.

Der Tag, wo sich zuerst mein Auge freute,
Das ihre zu befragen,
Das mich vertrieb, wo Amor eingedrungen,
Erschuf dies neue Leben voll von Bangen,
Und sie, nach der die Menschen liebend spähen,
Nur die nicht beben, die gleich Steinen liegen
Erstorben dem Gefühle.

Ob Thrän' an Thrän' auch meinem Aug' entgleite
Um Wunden, die zu schlagen
Ins Herz, den ersten Pfeilen war gelungen,

Nicht ist in Reue drum die Lust vergangen;
Und ein gerechtes Urteil muß gestehen:
Sie traf mein Leben; sei's ihr denn Vergnügen,
Daß sie die Wunde kühle.

Ich liege ewig mit mir selbst im Streite:
Mit teurem Schwert erschlagen,
Fiel eine schon, von gleichem Schmerz bezwungen.
Doch trag' ich Scheu', Erlösung zu verlangen;
Denn grader mag kein Weg nach oben gehen,
Kein Sel'ger schweben zu des Himmels Stiegen
Auf dauerhafterm Kiele.

Heil, Stern', euch, die, als die beglückte Seite
Die schöne Frucht getragen,
Sie als Genossen liebevoll umrungen,
Daß sie erfreu', ein Stern, uns aufgegangen,
Dem Schätze, die, wie Lorbeer, nicht vergehen,
Zum Schmuck gegeben, drob nicht Blitze siegen
Noch bösen Windes Schwüle.

Wohl weiß ich, daß, wie einer sich bereite,
Ihr Lob und Lied zu sagen,
Er's bald doch ließ', ob viel ihm sonst gelungen.
Wer mag in Treue merken, all' umfangen
Die Güt' und Schönheit, wer sie je gesehen
In Augen weben, die da nimmer lügen,
Sie, meiner Sehnsucht Ziele?

Kein Pfand im Leben könnt' Amor ersiegen,
Das mehr als ihr, o Herrin, ihm gefiele!

22.

Ein Fräulein sah ich unter grünem Lorbeer,
Weißer und kälter, denn des Winters Reife,
Die Sonnenschein nicht traf durch viele Jahre;

Ihr schön Gesicht gefiel und Sprach' und Locken
Mir so, daß ich sie immer hab' in Augen,
Wo ich auch sei, auf Hügeln, wie am Ufer.

Dann erst erreichen mein Wünsch' ihr Ufer,
Wann sich kein grünes Blatt mehr zeigt am Lorbeer.
Hat Ruh' dies Herz, sind trocken diese Augen,
Dann friert das Feuer, lohet Glut aus Reife.
Nicht hab' ich so viel Haar in diesen Locken,
Als ich bis dahin gern ertrüg' der Jahre.

Doch schnell enteilt die Zeit, es fliehn die Jahre;
Ein Nu, es kommt der Tod, wir stehn am Ufer,
Mit braunen jener, der mit weißen Locken;
Dem Schatten folg' ich drum von meinem Lorbeer
Im heißen Strahl der Sonn', im Winterreife,
Bis mir der letzte Tag verschließt die Augen.

Nicht wurden je gesehn so schöne Augen,
In unsrer Zeit nicht, noch durch früh're Jahre,
Die an mir zehren, wie die Sonn' am Reife.
Drob strömt der Thränen Bach aus seinem Ufer,
Den Amor leitet zu dem harten Lorbeer,
Des Zweige von Demant, von Gold die Locken.

Eh' wandeln, fürcht' ich, mir sich Wang' und Locken,
Bevor in Huld mir zugewandt die Augen

Mein Götterbildnis von lebend'gem Lorbeer;
Denn, zähl' ich recht, sind's heute sieben Jahre,
Daß seufzend ich von Ufer geh' zu Ufer,
Bei Nacht und Tag, in Sonnenwärm' und Reife.

Innen nur Glut, und außen gleich dem Reife,
Mit gleichen Wünschen, doch mit andern Locken,
Werd' ich fortweinen stets an jedem Ufer,
Zu treiben Mitleidsthränen in die Augen
Wohl manchem noch nach Tausenden der Jahre,
Lebt je so lang ein gut gepflegter Lorbeer.

Lorbeer! Gold und Topas auf lichtem Reife
Sind nichts vor blonden Locken nah den Augen,
Die meine Jahre führen schnell zum Ufer.

23.

Die hohe Seele, die so früh von hinnen
Enteilt, gerufen zu dem andern Leben,
Wird dort ihr der verdiente Lohn gegeben,
Des Himmels besten Teil muß sie gewinnen.

Wenn dann bei Mars und Venus mitten innen
Sie wohnt, wird dunkel sich die Sonn' umweben;
Denn sel'ge Geister werden sie umschweben
Und huld'gend ihrer ew'gen Schöne sinnen.

Wenn sie den vierten Kreis zum Sitz empfangen,
Wie würden dann die drei an Glanz ihr weichen,
Und sie allein nur Ruhm und Preis erlangen!

Nicht würde sie verziehn im fünften Zeichen;
Doch weiß ich, daß, wenn höher sie gegangen,
Mit Jupiter all' andre Stern' erbleichen.

24.

Je mehr dem letzten Tage naht mein Leben,
Der alles Weh der Erde nimmt von hinnen,
So schneller seh' ich ab die Zeit sich spinnen,
So trügerischer meiner Hoffnung Weben.

Zum Herzen sprech' ich da: Nicht Vieles eben
Wird mehr zu reden sein von süßem Minnen;
Die schwere Erdenbürde will zerrinnen,
Wie frischer Schnee; das wird uns Frieden geben.

Mit ihr wird jene Hoffnung auch vergehen,
Die uns bethört so lang im Lauf des Lebens,
Und Zorn und Furcht und Thränenguß und Klagen.

Dann werden klar wir sehn, wie oft durch Wehen
Der Mensch zum Bessern wird emporgetragen,
Und wie so oft das Seufzen ganz vergebens.

25.

Schon stand der Liebe Stern mit heitrem Grüßen
Im Osten flimmernd, und im Norden lachte,
Der vormals Juno eifersüchtig machte,
Und ließ herab die hellen Strahlen schießen.

Auf stand das Mütterchen; mit bloßen Füßen,
Entgürtet, ging ans Spinnen sie und fachte
Die Kohlen an; den Liebenden nur brachte
Trauer die Stund', in der viel Thränen fließen;

Als meine Hoffnung, die fast ganz verglommen,
Zum Herzen kam, nicht auf gewohntem Gleise,
Dem schlafverschlossenen und thränenfeuchten.

Ach! wie so anders war da ihre Weise!
Sie sprach: „Was hat den Mut dir denn genommen?
Dir werden ferner diese Augen leuchten!“

26.

Lebt noch, Apoll, das an Thessaliens Wogen
Dich einst entbrannt, dein seliges Verlangen,
Gedenkst du noch, ob Jahre schon vergangen,
Des blonden Haares, dem du einst gewogen,

So schütze dieser heil'gen Zweige Bogen,
Die dich zuerst und mich darauf gefangen,
Vor Frost und Wettern, die am Himmel hangen,
So lang dein Antlitz trübe sich umzogen.

Bei deiner Hoffnung fleh' ich, deinen Flammen,
Die aufrecht dich erhielten einst im Leiden,
O nimm die böse Luft von unsern Matten!

Dann sehen voll Verwundrung wir zusammen
Sitzen im Gras die Herrin von uns beiden
Und selbst mit ihren Armen sich beschatten.

27.

Allein und sinnend durch die öd'sten Lande
Zieh' ich mit langsam abgemessnem Schritte,
Und ringsum schweift zur Flucht mein Blick, wo Tritte
Der Menschen irgendwo zu sehn im Sande.

Nicht anders bin zu bergen ich im stande,
Was schnell sich offenbart in Andrer Mitte,
Weil meines Wandels freudelose Sitte
Nach außen Kunde gibt vom innern Brande;

So daß ich glaube, meinen Jammer ahnen,
Wie ich ihn vor den Menschen auch verstecke,
Gebirg' und Wälder nun und Ström' und Bäche.

Doch find' ich nicht so rauh' und wilde Bahnen,
Wo mich nicht Amor immer gleich entdecke,
Daß ich mit ihm, er sich mit mir bespreche.

28.

Glaubt' ich, es könnte mich der Tod entladen
Der Liebeswehn, die mich zu Boden schlagen,
Zu Grab' hätt' ich mit eigner Hand getragen
Längst diese Last, die Glieder schmerzbeladen;

Doch würd' ich ach! vielleicht auf seinen Pfaden
Aus Leid in Leid, aus Krieg' in Krieg verschlagen.
Drum steh' am Weg' ich, möcht' und kann's nicht wagen,
Und schmachte doch nach anderen Gestaden.

Wohl wär' es an der Zeit nun, daß entglitte
Der letzte Pfeil dem unbarmherz'gen Bogen,
In Andrer Blut getaucht schon und getränket.

Das ist's, um was ich Lieb' und jenen bitte,
Der, taub, mich läßt mit seiner Farb' umzogen
Und mich hinweg zu rufen nicht gedenket.

29.

Es hält sich ach! mein mühevolles Leben
An also schwachen Faden,
Daß, hilft mir nicht in Gnaden
Ein andrer, bald es seinen Lauf vollendet.
Denn seit ich mich, gewandt zu andern Pfaden,
Von meinem süßen Leben
Frevelnd hinwegbegeben,
Hat eine Hoffnung nur mir Trost gespendet.
Sie sprach: „Dir ist entwendet
Der Schein geliebter Wangen;
Doch, Armer, laß dein Bangen!
Wer weiß, ob dir nicht einst sich bessre Zeiten
Und frohere bereiten,
Ob nicht Verlornes wieder zu erlangen?"
Die Hoffnung hielt mich fest noch an der Erde;
Nun sinkt sie, und ich fühl's, daß alt ich werde.

Es flieht die Zeit vorüber, und es gehen
Dahin so schnell die Stunden,
Daß ich nicht Raum gefunden,

Nur zu bedenken, wie zum Tod ich eile.
Kaum bricht ein Strahl im Osten an, entschwunden
Wirst du alsbald ihn sehen
Zu gegenseit'gen Höhen
Auf langen Pfades weitgekrümmter Zeile.
Kurz ist des Lebens Weile,
Der Erdenleib voll Schwächen
So schwer, so leicht zu brechen,
Daß, seh' ich, wie von ihres Auges Frieden
Ich also weit geschieden,
Und wie die Schwingen mir zum Flug gebrechen,
Ich des gewohnten Trostes meist entbehre,
Da ich nicht weiß, wie lang solch' Dasein währe.

Werd' ihres holden Blicks ich wo nicht inne,
Fühl' ich mein Herz erkranken;
Zu freundlichen Gedanken
War er durch Gott ein Schlüssel mir. Nun stehen
Zu härtrer Pein mir der Verbannung Schranken,
Da, was ich auch beginne,
Nichts anderes ich sinne,
Und nichts gefällt, was ich nach ihm gesehen.
Wohl hinter Meer und Seen,
Wohl hinter Berg und Thalen
Schwanden des Auges Strahlen,
Mir einst wie heitres Mittagslicht zu schauen
In meiner Nächte Grauen,
Daß um so herber der Erinn'rung Qualen.
Wie da mein Leben war so voll der Freuden,
Lehrt mich das gegenwärt'ge bange Leiden.

Weh! wenn sich jenes glühende Verlangen
Durch Rede neu entbindet,
So damals sich entzündet,
Als ich verließ das Beste von dem Meinen;
Und wenn durch lang Vergessen Liebe schwindet, —
Was konnte mich bethören,
Klagend mein Leid zu mehren?
Warum verstumm' ich nicht gleich toten Steinen?
Nie sahe wer aus reinen,
Kristallenlichten Schalen
Verborgne Farben strahlen,
Wie hell und wahr — was da erfreu' und quäle
Die trostberaubte Seele —
Ihr Weh und ihre Lust sich außen malen,
Im Auge, das, begierig stets nach Thränen,
Befriedigung nur suchet seinem Sehnen.

Seltsame Lust, mit der so gern verkehren
Die Menschen, voll Behagen
Zumeist nach dem zu jagen,
Was Seufzer sammelt in gedrängtem Schwarme!
So kann auch ich dem Weinen nicht entsagen,
Ja, scheine zu begehren,
Daß schwanger stets von Zähren
Mein Auge sei, sowie mein Herz von Harme.
Und weil ich leicht erwarme,
Denk' ich, wie schön und helle
Ihr Auge strahlt, so schnelle
Mich nichts ergreift und rührt in meinem Wesen,
Kann ich nur da genesen,

Wo reichlicher mir strömt des Schmerzes Quelle.
Dem Aug' ist mit dem Herzen Weh bereitet,
Weil auf der Liebe Pfad es mich geleitet.

Die goldnen Flechten, die mit lichtem Prangen
Der Sonne Neid erregen;
Des Blickes milder Segen,
In dem so warm der Liebe Strahlen glühen,
Die vor der Zeit zu sterben mich bewegen;
Die Wort', in Geist empfangen,
Wie nirgend sie erklangen,
Die mir vordem, ein freundlich Pfand, sich liehen, —
Sie sind dahin! Verziehen
Wär' jedes andre Wehe,
So ich nur treu mir sähe
Des Engelgrußes Mild' und unbenommen,
Mit dem mir stets gekommen
Ein heißes Sehnen nach der Tugend Höhe,
So daß ich nimmer was zu hören glaube,
Was andres, als zu seufzen, mir erlaube.

Und daß ich klagend mehr der Luft enthülle —
Der Händchen zierlich Regen,
Der Arme hold Bewegen,
Den milden Liebreiz unter stolzen Brauen
Und süßen Zorns demütig-stolzes Pflegen,
Des Busens Jugendfülle,
Erhabner Einsicht Hülle,
Verbergen diese Alpen mir, die rauhen.
Wer weiß, werd' ich sie schauen,
Eh' ich von hinnen scheide!

Taucht manchmal auch im Leide
Die Hoffnung auf, kann sie doch nicht bestehen
Und ruft im Untergehen,
Daß sie mir fehlet, die des Himmels Freude,
Wo reine Tugend wohnt und holde Sitte,
Und wo von Gott ich Wohnung mir erbitte.

Canzone, siehst die Herrin
Du an dem Ort, dem süßen,
Glaub' ich, wie du, zum Grüßen
Biete die schöne Hand sie dir in Eile,
Von der so fern ich weile.
Doch nimm sie nicht; in Ehrfurcht ihr zu Füßen,
Sag', daß mit nächstem ich bei ihr erscheine,
Sei es ein Geist, sei's Mensch von Fleisch und Beine.

30.

Orso, nicht Ströme, die den Lauf beschränken,
Nicht See noch Meer, dahin die Flüss' entrinnen,
Nicht Schatten auch von Aesten, Bergen, Zinnen,
Nicht Wolken droben, die den Erdkreis tränken,

Noch andres Hindernis kann so mich kränken,
Wie viel deß lagert vor der Menschen Sinnen,
Als, seh' den Schlei'r ich um zwei Augen spinnen,
Der mich nur immer läßt an Thränen denken.

Und der gesenkte Blick, der alle Freude,
Aus Demut oder Stolz, mir kehrt in Trauer,
Wird schuld, daß ich zu früh von hinnen scheide.

Auch eine weiße Hand kränkt, die mit schlauer
Gewandtheit immerdar zu meinem Leide
Vorm Aug' mir steht, gleich einer Felsenmauer.

31.

Ich fürchte so der schönen Augen Pfeile,
Worin der Tod wohnt bei der Liebe Lichte,
Daß ich, wie vor der Rut' ein Kind, mich flüchte,
Und ersten Sprung that vor geraumer Weile.

Von nun an gibt es nicht so jähe Steile,
Nach der mein Wollen nicht empor sich richte,
Zu meiden, was die Sinne mir vernichte
Und kalten Steines Härte mir erteile.

Drum wenn ich, Euch zu sehn, mich spät ermannte,
Um nicht zu nahen dem, was mich verzehret,
Wär's Fehler wohl, nicht unwert der Entschuld'gung;

Doch daß ich mich nach jenem umgekehret,
Und aus dem Herzen solche Furcht verbannte,
Nicht kleine Pfänder waren's meiner Huld'gung.

32.

Wird seinem Heimatland der Baum entrücket,
Deß Phöbus einst in Frau'ngestalt begehret,
Dann schwitzt Vulkan und schärfet und bewehret
Die Pfeile Jovis, der in Grimm sie zücket,

Der Donnerstürme, Schnee und Regen schicket
Und weder Cäsar mehr noch Janus ehret;
Es weint das Land; Sol stehet abgekehret,
Weil anderswo er die Geliebt' erblicket.

Mars und Saturn dann neuen Mut entbinden,
Grausame Stern'; Orion bricht den bangen
Piloten feindlich Steuer so als Taue;

Aeol läßt Juno und Neptun empfinden
Und uns im Zorn, daß sich zu ferner Aue
Gewandt der Engel Lust, die schönen Wangen.

33.

Doch wenn in Demut, mild und neu verkläret,
Ihr Lächeln wieder Herz und Sinn erquicket,
Wie dann der alte Schmied auch an sich schicket,
Wie er die Arme hebt, die Flamme nähret, —

Umsonst! denn seine Waffen, stark bewähret
In Aetna's Schoß, sieht Zeus sich all' entrücket,
Und seine Schwester strahlt, wie neu geschmücket,
Weil heitern Blick Apollo ihr bescheret.

Das Abendland regt sich von lauen Winden,
Zum Ruder greift der Schiffer sonder Bangen,
Und Blum' und Gras erblüht auf jeder Aue,

Und allerorts die bösen Stern' entschwinden,
Damit das schöne Auge sie nicht schaue,
Für das schon viel der Thränen untergangen.

34.

Neun Tage schon vom hohen Söller blicket
Apoll nach ihr, die seine Ruhe störet,
Die einst umsonst zu seufzen ihm gelehret
Und gleicher Art nun andere berücket.

Er sucht und späht, und weil es ihm nicht glücket,
Zu sehn, ob fern, ob nah sie eingekehret,
Gleicht einem er, den Wahnsinn hat bethöret,
Weil schnell verschwand, was ihn nur jüngst entzücket. —

So stand er trauernd hinter Wolkengründen,
Sah nicht das Antlitz kehren, dessen Prangen
Ich tausend Blättern — leb' ich — anvertraue.

Vor Gram ließ so verwandelt er sich finden,
Daß Thränen aus den schönen Augen drangen,
Weshalb die Luft ich noch verfinstert schaue.

35.

Der in Thessalien sich in alten Tagen
Mühte, mit Bürgerblut das Land zu färben,
Weint', als von seines Tochtermannes Sterben
Des Hauptes wohlbekannte Züg' ihm sagen;

Und jener Hirt, der Goliath erschlagen,
Er weint' ob der Empörung seines Erben,
Und bei dem Tode Sauls, dem schmachvoll herben,
Drob wohl ein stolzer Berg mag bitter klagen.

Doch Ihr, die Mitleid nimmermehr bezwungen,
Die Waff' und Schirm Ihr immer habt bereitet
Für Amors Bogen, der vergebens schießet;

Ihr seht von Todesfahren mich umrungen,
Und keine Thrän' aus Euren Augen gleitet,
Draus Zorn nur und Verachtung sich ergießet.

36.

Mein Feind, drin Ihr das Augenpaar erblicket,
Dem Amor und der Himmel gibt die Ehre,
Hat Euch durch hold' und überirdisch-hehre,
Nicht aber seine Reiz', in Lieb' entzücket.

Nun, Herrin, treibt Ihr mich, von ihm berücket,
Aus meinem süßen Haus. O thränenschwere
Verbannung! Obwohl nimmer wert ich wäre,
Zu wohnen da, wo sich's für Euch nur schicket.

Doch weil ich da vernietet und versenket,
Sollt' Euch der Spiegel nicht zu meinem Leide
So rauh und stolz erziehn in eitlem Ruhme;

Zumal wenn an Narcissus Ihr gedenket.
Zu einem Ziele gehn die Wege beide;
Obwohl das Gras unwürdig solcher Blume.

37.

Gold, Perl' und Blumenschmuck in Eurem Haare,
Der welken sollte in des Winters Tagen,
Für mich als Dornen, starr und giftig, ragen,
Wie täglich ich im Herzen drin erfahre.

Drum hoff' ich wen'ge Tag' und wandelbare;
Denn großer Schmerz kann nicht von Alter sagen! —
Doch mehr der bösen Spiegel muß ich klagen,
Die Liebesäugeln müht seit manchem Jahre.

Sie haben Schweigen meinem Herrn geboten,
Der für mich bat, nun aber wahrgenommen,
Wie in Euch selbst sich Eure Lust beschränket.

Gefertigt wurden sie am Fluß der Toten,
Mit ewiger Vergessenheit getränket,
Woher der Anfang meines Tod's gekommen.

38.

Ich sah, wie drin die Kraft sich schon verliere
Der Geister, die von Euch ihr Sein empfingen,
Und weil aus anerschaffnem Triebe ringen
Dem Tod' entgegen all' der Erde Tiere,

Ließ ich die Lust, die ich sonst stark regiere,
Auf fast verlor'nem Wege vorwärts dringen;
Denn Tag und Nacht will sie Euch nach mich zwingen,
Und widerstrebt, wenn ich sie anders führe.

Sie leitete beschämt mich und verdrossen
Wo ich der Augen holdes Paar getroffen,
Vor dem ich scheu die meinen sonst verschlossen.

Nun darf ich ja wohl noch zu leben hoffen;
Solch Heil hat sich aus einem Blick ergossen!
Ich sterb', ist mir nicht mehr die Aussicht offen.

39.

Wenn Glut in Glut nicht auslischt und verschwindet,
Kein Strom vertrocknet, wann ihn Regen nähret,
Vielmehr durch Gleiches sich das Gleiche mehret,
Und oft ein Gegenteil das andr' entzündet;

Warum, o Amor, der die Seelen bindet,
Dem ein Geist in zwei Körpern angehöret,
Hast du so neuer Art in ihm gelehret,
Wie vieles Wollen schwächeres begründet?

Gleichwie der Nilstrom, stürzend von den Höhen,
Mit lautem Schall betäubt die Nachbarleute,
Wie Sonnenstrahlen starres Auge blenden;

So muß die Sehnsucht, mit sich selbst im Streite,
Im zügellosen Ringen untergehen,
Und spät die Fahrt durch zu viel Spornen enden.

40.

Wohl hab' ich dich, so weit ich es im stande,
Vor Lüge stets bewahrt und hoch gepriesen,
Treulose Zung', und hast doch nie erwiesen
Mir Ehre drum, wohl aber Zorn und Schande;

Denn will um Gnad' ich flehn in meinem Brande
Und deine Hilfe mir dazu erkiesen,
Gibst du erstarrt kaum Wort', und keins von diesen
Klingt anders, als wie aus der Träume Lande.

O Thränen, die zu Nacht ihr mich begleitet,
Wenn ich allein am liebsten wär' und schliefe,
Ihr flieht vor dem, was Frieden beut in Schmerzen!

Und Seufzer ihr, sonst überlaut, wie gleitet
So leis' ihr dann und zaghaft aus der Tiefe!
Nur mein Gesicht schweigt nicht von meinem Herzen.

41.

Zur Zeit, wann schnell der Himmel niedergleitet
Gen Westen, und der Tag zu Menschen fliehet,
Die dort vielleicht erwarten seine Helle, —
Wenn da in fernem Land allein sich siehet
Ein müdes pilgernd Mütterlein, so schreitet
Behend sie vorwärts mit zwiefacher Schnelle,
Und dann gelangt zur Stelle,
An ihrer Tagfahrt Ende,
Wird ihr des Trostes Spende

In kurzer Ruhe, wo so Fahr' als Mühen
Des langen Wegs ihr aus dem Sinn entfliehen.
Ich aber, ach! — Des Tages herbe Qualen,
Sie wachsen nur, entziehen
Sich mir des ew'gen Lichtes goldne Strahlen.

Sobald hinab der Sonne Räder kreisen,
Die flammenden, um Raum der Nacht zu schaffen,
Und größre Schatten von den Bergen wallen,
Erhebt der karge Pflüger seine Waffen,
Und im Gespräch, bei ländlich rauhen Weisen
Fühlt jede Last er von dem Herzen fallen,
Und dünkt sich reich vor allen
Bei karggefüllter Schale,
Gleich jenem Eichelmahle,
Das keiner mag und alle hoch erheben.
Es freue sich, wem Freude ward gegeben!
Nur ich kann keine frohe Stund' ersiegen,
Ja, kein' in Ruh' verleben,
Nicht durch des Himmels noch der Sterne Fügen.

Der Hirt auch, wann sie sinkt, die Strahlenhelle
Des großen Sterns zu ihrem Ruhebette
Und fern im Ost der Dämm'rung Schleier hängen,
Macht mit dem Stab' er auf sich von der Stätte,
Läßt Gras und Buchen hinter sich und Quelle,
Und treibt die Herd' aus seines Thales Engen.
Fern von der Menschen Drängen,
In Hütten oder Schlüften,
In laubumrankten Klüften
Dehnt er sich dann und schlummert ohne Thränen. —

Du, böse Liebe, lehrst mich andres Sehnen,
Dem Wilde nachzuspähn, das mich vernichtet,
Dem Tritt, der Spur, den Tönen,
Und bindest's nicht, wann es sich birgt und flüchtet.

Die Schiffer, angelangt in sichern Buchten,
Ausstrecken sie am Abend ihre Glieder,
Auf rauhen Matten süßen Schlaf zu finden;
Mir aber, ach! — wohl taucht ins Meer sie nieder,
Bis hinter ihr Hispania's Berg' und Schluchten,
Marokko, Granada, die Säulen schwinden:
So Mann als Frau verwinden,
Das Tier so als die Erde,
Wohl jegliche Beschwerde; —
Mir aber ward ein dauernd Leid bescheret,
Das — weinend seh' ich's — jeder Tag vermehret,
Seit wachsend mich wohl bald im zehnten Jahre
Der Sehnsucht Gram verzehret,
Und ich nicht weiß, wer mich davor bewahre.

Und — weil durch Red' Erleichtrung mir gekommen —
Ich seh' die led'gen Stier' am Abend kehren
Vom Felde heim und umgepflügten Lehnen;
Warum kann ich des Leids mich nicht erwehren?
Warum wird mir das Joch nicht abgenommen?
Warum schwimmt Tag und Nacht mein Aug' in Thränen?
Was mocht' ich Armer wähnen,
Als ich zuerst so nahe
Ins schöne Antlitz sahe,
Um es im Geiste wieder zu gestalten,
Aus dem es nicht durch List noch durch Gewalten

Gerissen wird, bis er, der alles störet,
Zur Beute mich erhalten.
Und weiß ich, was alsdann mir widerfähret?

Wenn dir der Tag, Canzone,
Wo du bei mir verweilet,
Mein Wesen hat erteilet,
Wirst du nicht überall dich zeigen wollen,
Noch kümmert's dich, ob andre Lob dir zollen;
Genug, singst du von Berg zu Bergesspitze,
Wie mich des lebensvollen
Gesteines Glut verzehrt, das meine Stütze.

42.

Nicht viel mehr durfte meinen Augen nahen
Das Licht, das schon von weitem sie versehret,
So hätt' ich mich verwandelt und verkehret,
Wie einst Thessalier sie verwandelt sahen.

Und kann ich mehr nicht, als schon ist, empfahen
Ihre Gestalt, ob's auch mein Glück nicht mehret,
Würd' ich fürwahr noch heute, deß belehret,
Zu rauhstem Fels, von düstrem Ernst umfahen,

Zu Demant oder Marmor mich gestalten,
Aus Furcht vielleicht, oder zu Jaspis werden,
Von Geiz und Wahn dann hoch im Preis geachtet;

Und frei würd' ich vom Joche der Beschwerden,
Drob ich beneide jenen müden Alten,
Deß Schatten weithin durch Marokko nachtet.

43.

Ihren Verliebten höher nicht entzückte
Diana, als durch Zufall er, umflossen
Von kühler Flut, sie völlig nackt erblickte,
Als mich die braune Hirtin freut', entschlossen,
Zu baden einen Schleier zarter Feine,
Der Laura's schönes blondes Haar umschlossen,
So daß mir, trotz des Himmels glühem Scheine,
Ein Liebesfrösteln zog durch Mark und Beine.

44.

Weil sie im Antlitz trug der Liebe Zeichen,
Mußt' eine Pilgrin mir das Herz bewegen;
Denn keine schien an Liebreiz ihr zu gleichen.

Durch grüne Gräser folgt' ich ihrem Tritte,
Und fernher scholl mir eine Stimm' entgegen:
„Ach! durch den Wald wie viel verlierst du Schritte!"

Da hielt in schöner Buche Schattenkreise
Ich sinnend still und sandt' umher die Blicke,
Und sah, wie so gefährlich meine Reise,
Und kehrte fast um Mittagszeit zurücke.

45.

Die Glut, die für erloschen ich gehalten,
Wie kalte Jahr und ernste Zeit es geben,
Will neue Flamm' und Qual in mir beleben.

Die Funken waren ganz erloschen nimmer,
Nur leicht verdeckt, wie mir vergönnt zu schließen;
Und zweiter Irrtum ist, ich fürcht' es, schlimmer.
In Thränen, die zu Tausenden mir fließen,
Muß durch die Augen sich mein Schmerz ergießen
Vom Herzen, drinnen Funk' und Zunder leben,
Der Schmerz, der immer stärker scheint zu weben.

Welch Feuer hätten nicht die hellen Wogen
Verlöscht, die stets aus trüben Augen dringen?
Amor will (ob ich's wohl zu spät erwogen)
Zwischen zwei Gegenteilen um mich bringen,
Und legt so viel gestaltet seine Schlingen,
Daß, hofft mein Herz Errettung, er mich eben
Aus schönem Antlitz zwingt, mich zu ergeben.

46.

Hab' ich in blinder Lust, die mich verzehret,
Die Stunden zählend, mich nicht selbst belogen,
So flieht die Zeit, dieweil mein Sprechen währet,
Die mir zum Lohn Verheißung zugewogen.

Welch' böser Schatten hat die Saat verheeret
Und um die nahe Ernte mich betrogen?
Welch Wild ist's, so durch meine Hürde fähret?
Die Wand, die zwischen Aehr' und Hand gezogen?

Nicht weiß ich's, ach! Das aber ward ich inne,
Daß, um mein Leben mehr mir zu verleiden,
Mich zu so froher Hoffnung Liebe führe.

Und nun steht, was ich las, mir vor dem Sinne:
„Daß keinem Menschen vor dem letzten Scheiden
Zu sagen, daß er glücklich sei, gebühre.“

47.

Langsam und zögernd kommt mein Glück zur Stelle, —
Die Hoffnung schwankt, es wächset das Verlangen,
Und Meiden weckt, wie Harren, Weh und Bangen, —
Erst zögert's, und dann flieht's mit Tigerschnelle.

Ach, schwarz wird eh' der Schnee, die letzte Welle
Des Meers versiegen, Fisch' auf Alpen hangen,
Die Sonne sinken, wo hervorgegangen
Tigris und Phrat aus ein und selber Quelle,

Bevor ich Fried' und Waffenruh' gefunden,
Und sie und Amor andre Sitt' erwerben,
Die mir zum Unheil sich verschworen haben.

Und kost' ich Süßes, ist so viel des Herben,
Daß gleich vor Ekel der Geschmack verschwunden.
Sonst widerfährt mir nichts von ihren Gaben.

48.

Wiewohl, was einst zu lieben mich bewogen,
Mir nahm ein fremdes Neiden,
Kann meinen Entschluß mir's doch nie verleiden.

In goldnen Locken barg Amor die Schlingen,
Womit er mich gefangen;
Eisbäche ließ aus schönem Aug' er springen,
Die in das Herz mir drangen
Durch einen Glanz, drin plötzlich aufgegangen,
Der aller andern Freuden
Bloß durch Erinn'rung muß die Seel' entkleiden.

Der süße Anblick dieses blonden Haares
Ward ach! mir drauf entwendet;
Durch Flucht des frommen, schönen Sternenpaares
Betrübnis mir gespendet;
Doch weil da Ruhm erwirbt, wer selig endet,
Soll nicht durch Tod noch Leiden
Von solchem Bande je mich Amor scheiden.

49.

Der edle Baum, dem treu ich angehangen,
So lang mir Zorn nicht rauscht' in seinen Zweigen,
Ließ blühen meinen schwachen Geist und steigen
Mein Leid, von seinen Schatten mild umfangen.

Drauf, als ich mich nicht wähnte hintergangen,
Und ihm statt Süße Herbe ward zu eigen,
Da wandte sich nach einem Ziel mein Neigen,
Zu sprechen nur von meinem Weh und Bangen.

Was soll nun sagen, der in Liebeswonne
Erseufzt, wenn Hoffnung meine neuen Lieder
Ihm gaben, die nunmehr ihm dieses raubet? —

„Kein Dichter pflücke je von ihm, nie wieder
„Leih' Zeus ein Recht ihm, feind sei ihm die Sonne,
„Daß er vertrocknet dasteh' und entlaubet!"

50.

Gesegnet sei mir Jahr und Tag empfangen,
Und Mond und Jahreszeit, Minut' und Stunden,
Das schöne Land, der Ort, wo mich gefunden
Die schönen Augen, welche mich gefangen!

Gesegnet sei das erste süße Bangen,
Mit dem ich einst an Amor mich verbunden,
Und Pfeil und Bogen, die mir schlugen Wunden,
Und Wunden, die mir bis zum Herzen drangen!

Gesegnet auch die vielen Wort', in denen
Ich meiner Herrin Namen rings geehret!
Und alle Seufzer, alle Wünsch' und Thränen!

Gesegnet alle Blätter, die gemehret
Der Teuren Ruhm! gesegnet all mein Sehnen,
Das ihr nur, keiner andern angehöret!

51.

Vater der Höh'n, nach manch verlornem Tage,
Nach Nächten, voll der Thorheit hingegangen,
Im Herzen drin ein glühend wild Verlangen,
So zierlich Wesen sehend mir zur Plage;

Gib nun, daß ich mit deinem Licht mich schlage
Auf bessern Weg, zu schönerm Unterfangen,
Daß, der umsonst die Netze ausgehangen,
Mein harter Gegner, drob sich schäm' und klage.

Das elfte Jahr, o Herr, ist schon im Scheiden,
Seit ich das harte Joch auf mich geladen,
Das auf dem Duldsamsten am schwersten lieget.

Wend' ach! von mir mein unverschuldet Leiden!
Den irren Geist, führ' ihn zu bessern Pfaden;
Erinnr' ihn, wie du heut am Kreuz gesieget!

52.

Ihr saht an mir der neuen Farbe Weben,
Bei der des Todes alle denken müssen;
Da kam Euch Mitleid, und mit holden Grüßen
Hieltet Ihr sanft mein Herz zurück im Leben.

Das schwache Leben, das noch in mir bleibet,
War Eurer schönen Augen offne Gabe
Und Eurer Engelstimme, voll von Güte.
Durch sie erkenn' ich, was ich bin und habe;

Denn wie der Stab ein träges Saumtier treibet,
Ermunterten sie mein beschwert Gemüte.
Ihr, Herrin, habt, daß Eure Hand sie hüte,
Des Herzens Schlüssel, und ich freu' mich dessen,
Bereit, mit jedem Wind die Flut zu messen;
Denn süßer Ruhm ist's, was Ihr möget geben.

53.

Vermöchtet Ihr, durch abgewandte Schritte,
Die schneller sich zur Flucht, als andre, lenken,
Durch Hauptes Neigen und der Augen Senken,
Verschmähend die bescheidne, fromme Bitte,

Euch wegzustehlen aus des Herzens Mitte,
Drein Amor Zweig an Zweig, um Euch zu kränken,
Vom ersten Lorbeer impft; — ich würde denken:
Ihr übt mit Recht des Zornes strenge Sitte.

Denn eine zarte Pflanz' ist nicht geborgen
In heißem Boden; darum reißt sie gerne
Sich von ihm los, um anderswo zu treiben.

Doch weil das Schicksal Euch's versagt, ihm ferne
Zu leben, müßt Ihr dafür mindest sorgen,
Nicht an verhaßtem Orte stets zu bleiben.

54.

Weh mir, daß ich einst schlecht mich vorgesehen,
Am Tag', als Amor kam, mich zu bekriegen,
Der Schritt für Schritt zum Herrn emporgestiegen
Von meinem Leben und besetzt die Höhen!

Ich glaubt', es könne nimmermehr geschehen,
Nie könn' und werde seiner Feil' erliegen
Des Herzens Mut, mir nie die Kraft versiegen;
So pflegt's dem, der sich überschätzt, zu gehen!

Alle Vertheid'gung kommt von jetzt zu späte,
Als zu versuchen noch, ob Amor ehre
Mehr oder minder sterbliche Gebete.

Nicht bitt' ich mehr, daß mäß'ge Glut verzehre
Mein Herz (noch frommt' es, wenn ich es auch thäte);
Nur, daß er ihr etwas der Glut beschere.

55.

Die schwüle Luft und unwillkommner Nebel,
Zusammen rings gepreßt von wüt'gen Winden,
Müssen nun bald verwandeln sich in Regen.
Und schon sind gleichsam von Kristall die Ströme,
Und an der Gräser Stell' in allen Thalen
Zu sehen nichts, als Reif und Eisesrinde.

Im Herzen kälter, als die eis'ge Rinde,
Trag' ich von Schwermut einen solchen Nebel,
Wie manchmal sich erhebt aus diesen Thalen,

Verschlossen rings den lieberegen Winden
Und voll der steh'nden Sümpf' umher und Ströme,
Wann leise nur vom Himmel fällt ein Regen.

In kleiner Zeit verrinnt der größte Regen,
Und Wärme schmilzt des Eises starre Rinde;
Dann gehen stolzer anzuschaun die Ströme;
Nie barg den Himmel noch so dichter Nebel,
Daß, überwältigt von ergrimmten Winden,
Er nicht vom Berg' entflöh' und aus den Thalen.

Doch weh! mir frommt das Blühn nicht in den Thalen;
Bei heitrem Himmel wein' ich, wie bei Regen,
Bei eisigen so als bei lauen Winden.
Bevor die Herrin drin von kalter Rinde
Frei wird und außen von gewohntem Nebel,
Seh' trocken ich das Meer und See'n und Ströme.

So lang ins Meer herniedergehn die Ströme,
So lang das Wild sich freut an Schattenthalen,
Liegt vor den schönen Augen jener Nebel,
Der aus den meinen lockt beständ'gen Regen,
Und um die schöne Brust die harte Rinde,
Die Schmerzenshauche meiner muß entwinden.

Wohl sollt' ich gern verzeihen allen Winden
Um Einen, der inmitten zweier Ströme
Mich zwischen Grün und süßer Eisesrinde
So hielt, daß dann ich malt' in tausend Thalen
Des Ortes Bild, und weder Hitz' und Regen,
Noch Donner scheute von zerborstnem Nebel.

Doch nimmer flohen Nebel vor den Winden,
Wie dieser Tag, noch Ströme je durch Regen,
Noch Eisesrinde, steht die Sonn' ob Thalen.

56.

Am linken Strand Tyrrhener-Meeres drüben,
Dort, wo die Flut erseufzt, im Wind zerstoben,
Sah plötzlich jenen Baum ich hoch erhoben,
Von dem mit Recht manch' Blatt ich vollgeschrieben.

Erinnernd an das blonde Haar der Lieben,
Spornt' Amor mich, der drin begann zu toben. —
So in den Bach, den Gräser überwoben,
Ward ich, nicht mehr ein Lebender, getrieben.

Da, einsam zwischen Busch und Höh'n verloren,
Fühlt' ich Beschämung, die dem edlen Sehnen
Genügt; nicht mocht' ich andern Sporn begehren.

Mich freut nur, daß sich neue Roll' erkoren
Augen und Fuß, da, weil der feucht ist, jenen
Ein milderer April trocknet die Zähren.

57.

Der Anblick eures Lands, des benedeiten,
Regt Seufzer um vergangnes Leid mir innen,
„Auf! Armer!“ rufend, „was ist dein Beginnen?“
Und zeigt den Weg, zum Himmel aufzuschreiten.

Doch hebt mit dem ein andres an zu streiten
Und spricht: „Warum gedenkst du zu entrinnen?
Erinn're dich, es eilt die Zeit von hinnen,
Zu kehren heim an unsrer Herrin Seiten."

Ich, der ich dann solch Reden wohl verstehe,
Erstarre drin, gleich dem, der erst sich freute
Und plötzlich hört von einem großen Wehe.

Dann kehrt das Erst', und es entflieht das Zweite:
Wer sieg'? Ich weiß es nicht; doch bis vorehe
Lagen sie, und nicht einmal nur, im Streite.

58.

Ich weiß, daß, wie sich Menschensinne brüsten,
Sie, Amor, doch nichts gegen dich vermögen;
So viel Meinwort' und Schlingen allerwegen
Hab' ich erfahren, so viel arge Listen.

Doch, was mich wundert, in den letzten Fristen
(Ich red' als einer, dem daran gelegen,
Und hab's bemerkt dort auf den salz'gen Wegen
Bei Elbas, Giglios und Toscanas Küsten)

Floh ich vor deiner Hand, mich zu ermannen;
Allseits verfolgt von Himmel, Sturm und Wogen,
Zog unbekannt und pilgernd ich von dannen,

Als deiner Diener Schar (weiß nicht, von wannen)
Mir zu beweisen kam, gleich sei betrogen,
Wer mit dem Glück kämpft, wer sich ihm entzogen.

59.

Weh mir, daß ich nicht weiß, wohin sich wenden
Die Hoffnung soll, die mich so oft bethöret!
Denn, wenn in Mitleid niemand mich erhöret,
Warum des Flehns so viel gen Himmel senden?
Doch wär' mir's einmal noch vergönnt, zu enden
Vor meinem letzten Tage
Die nutzlos-schwache Klage,
So möge mir mein Herr Verzeihung spenden,
Sprech' ich bei Gras und Blüten mitten inne:
„Du hast mich überkomen sueße minne!"

Wohl sollt' einmal der bange Jammer weichen
Dem frohen Liede nach so langem Stöhnen;
Denn nie kann jenes allzufrüh ertönen,
Um solches Weh durch Lächeln auszugleichen.
Könnt' ihrem Aug' ich nur, dem unschuldreichen,
Durch süßer Rede Minnen
Erheiterung gewinnen,
O! Keiner sollt' an Glück sich mir vergleichen,
Zumal könnt' ohne Lug ich also sagen:
„Die Herrin bittet, darum will ich's wagen!"

Die ihr mich treibt, daß ich so hoher Dinge
Gedenk', o irre Liebeswünsche, schauet,
Wie so mit Stein der Liebsten Herz umbauet,
Daß ich mit eigner Kraft es nicht durchdringe!
Wohl achtet es die Stolze zu geringe,
Daß sie mein Flehn erfülle,
Weil es nicht Gottes Wille,
Mit dem ich länger nicht vergebens ringe.

Drum, wie mein Herz sich härtet drin zu Steine,
„So will ich, daß mein Lied auch hart erscheine.“

Was red' ich? wohin hab' ich mich verloren?
Wer täuscht mich, als ich selbst und mein Verlangen?
Des Himmels Kreise hab' ich all' durchgangen;
Zum Leiden hat mich kein Planet erkoren.
Wenn Erdenschleier meinen Blick umfloren,
Nicht thun's der Sterne Ringe,
Noch andre schöne Dinge.
Mir folget Tag und Nacht, was sich verschworen
Zu meinem Weh, seit mir die Ruhe stahlen
„Ihr holdes Bild, des Auges milde Strahlen.“

Ein jeglich Ding — was auch den Weltkreis schmücke —
Ist gut aus seines Meisters Hand geflossen;
Doch mich, dem sich das innre Sein verschlossen,
Mich blendet, was ich Schönes rings erblicke,
Und kehr' ich je zum wahren Glanz zurücke,
Nicht kann das Aug' ihn dulden,
So haben's eigne Schulden
Der Kraft beraubt, nicht jenes Tages Glücke,
Da ich zu ihr die Blick' emporgeschlagen
„In meines ersten Alters süßen Tagen.“

60.

Weil flüchtig unsre Tage,
Und weil den Geist erschreckt des Werkes Schwere,
Kann ich nicht jenem viel, noch diesem trauen;
Doch wird, wo ich's begehre,

Vernommen werden, hoff' ich, meine Klage,
Die schweigend ich durch Berge ruf' und Auen.
Euch, drin ein Nest sich Liebesgötter bauen,
Euch, holde Augen, will mein Griffel preisen;
Wie träg er sonst, ihn spornen große Wonnen.
Und wer von euch begonnen,
Den wollt ihr in der Kunst auch unterweisen,
Von Lieb' emporgetragen,
Zu scheiden von gemeiner Denkart Weisen.
Von ihr beflügelt, will nun Ding' ich sagen,
Die lang' im Herzen mir verborgen lagen.

Zwar hab' ich nicht vergessen,
Wie ihr mein Lob für Schimpf und Unbill haltet;
Doch kann ich die Begier nicht unterdrücken,
Die mir im Herzen waltet,
Seit ich gesehn, was kein Gedank' ermessen,
Geschweige, daß dem Wort' es sollte glücken.
Ihr, Anfang mir von Weh' und von Entzücken,
Wohl weiß ich, daß nur ihr mich ganz ergründet,
Werd' ich zu Schnee in eurer Strahlen Brande;
Vielleicht, daß meine Schande
In euch dann einen edeln Zorn entbindet.
Wie stürb' ich ach! so gerne,
Wenn solche Furcht das Feuer, das mich zündet,
Nicht linderte! Denn lieber will, o Sterne,
Ich bei euch sterben, als euch leben ferne.

Und werd' ich nicht vernichtet,
So schwaches Wesen, von so mächt'gen Flammen,
So ist, was mich bewahrt, nicht eigne Schwäche;

Die Furcht nur hält zusammen,
Die mir das wilde Blut zu Eis verdichtet,
Mein Herz annoch, daß es so länger breche.
O Hügel, Thäler, Wälder, Fluren, Bäche,
Die Zeugen meines Jammers ihr gewesen,
Wie hörtet oft ihr um den Tod mich flehen!
O Los voll bittrer Wehen!
Verweilen schmerzt, und Flucht kann nicht erlösen.
Doch zügelte nicht grade
Mich größre Furcht, wollt' ich wohl bald genesen
Von herber Pein auf einem schnellern Pfade;
Sie trüg' die Schuld, die sonder Lieb' und Gnade.

Warum führt ihr, o Schmerzen,
Vom Wege mich, was ich nicht will, zu sagen?
Laßt mich, wohin all' meine Wünsche streben!
Schon seh' ich sonder Zagen
Euch, Augen mild, euch, lichte Himmelskerzen,
Und ihn, der mich mit solchem Netz umgeben.
Ihr sehet wohl, wie mir der Liebe Leben
Vielfarbig steht gemalt auf meinen Wangen,
Und könnt erraten, wie sie innen schaltet,
Wo Tag und Nacht sie waltet,
Mit jener Kraft, die sie von euch empfangen,
Euch frohen, sel'gen Sternen,
Noch sel'ger, sähet ihr das eigne Prangen.
Doch kehrt ihr euch zu mir aus euren Fernen,
Könnt, was ihr seid, an anderen ihr lernen.

Vermöchtet ihr, der hehren,
Göttlichen Schönheit Kund' euch zu erwerben,

Wie einer, dem ihr Anblick ward geschenket,
Es müßt' in Lust ersterben
Das Herz; vielleicht muß solches drum entbehren
Die Kraft, die eure Wimpern hebt und senket.
O selig, wer da euer seufzend denket,
Ihr Himmelsstern', um die mit Dank ich minne
Mein Leben, das mich sonst um nichts erfreuet!
Warum so karg verleihet
Ihr das, wovon ich nimmer g'nug gewinne?
Warum, wie Amors Tücke
Mich tötet, werdet ihr nicht öfter inne?
Und freu' ich mich einmal in seltnem Glücke,
Warum doch raubt ihr mir's im Augenblicke?

Wohl manchmal, daß ich's sage,
Läßt eure Gnade mich im tiefsten Herzen
Ein neues, ungewohntes Glück empfinden,
Das von mir aller Schmerzen
Graunvolle Bürde nimmt und alle Klage,
So daß nur eine bleibt, wenn tausend schwinden.
Dies nur, sonst nichts, kann mich ans Leben binden.
Und wenn solch Glück von ein'ger Dauer wäre,
Kein Zustand könnte sich mit meinem messen!
Doch möchte mich vermessen
Und andre neidisch machen solche Ehre;
Drum muß es ach! geschehen,
Daß letztes Lächeln sich in Leid verkehre,
Und, weil des Herzens Flammen drin verwehen,
Ich mein gedenk' und in mich lerne gehen.

Ich seh' in euch so offen,
Was in euch wohnt, daß aus der Brust mir's ziehet,
Was drin von Lust sich eingenistet immer;
Draus Wort und Werk erblühet,
So trefflich dann, daß mir vergönnt, zu hoffen:
Stirbt auch mein Fleisch dereinst, ich sterbe nimmer.
Es flieht die Sorg', erscheint mir euer Schimmer,
Und geht ihr, muß aufs neu das Herz erkranken.
Doch weil der Liebe seliges Erinnern
Die Pforte schließt zum Innern,
Dringt sie nicht zu des Herzens heil'gen Schranken.
Drum, reift an meinen Zweigen
Gesunde Frucht; der Sam' ist euch zu danken.
Ich selbst muß mich wie eine Oed' erzeigen;
Ihr baut sie, und der Preis ist euer eigen. —

Nicht sänftigst du, Canzone; du entflammest,
Was mich mir selbst entwendet, zu verkünden;
Drum glaub' es mir, du wirst Genossen finden.

61.

Ich seh', o Herrin, flimmern
Ein Licht in Euren Augen, süß und milde,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret,
Und sichtlich, wie im Bilde,
Seh' Euer Herz allda hindurch ich schimmern,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick ist's, der Gutes thun mich lehret,
Daß ruhmvoll einst ich von der Erde scheide;

Er einzig trennt und fernt mich von der Menge.
Der Sprache nie gelänge,
Zu künden, was die Himmelslichter beide
Mich fühlen lassen innen,

So, wenn die Flur erstarrt im Winterkleide,
Als wenn im Lenz die Quellen wieder rinnen,
Wie sich's gezeigt in meiner Not Beginnen.

Oft' sprech' ich in Gedanken:
Wenn er, der ob den Sternen ewig waltet,
Und gnädig seine Macht erwies hienieden,
Gleich Schönes dort entfaltet,
So öffnet euch, ihr meines Kerkers Schranken,
Die mich vom Pfad zu solchem Glück geschieden! —
Dann aber, mit dem alten Krieg zufrieden,
Dank' ich Natur und meines Werdens Tage,
Die mich zu solchem Segen aufgehoben,
Und Ihr, die mich erhoben,
Zu solcher Hoffnung, der mir selbst zur Plage
Ich bis dahin gelegen. —
Seit ich so hohen Mut im Herzen trage,
Zu dem den Schlüssel ihre Augen hegen,
Fühl' ich ein frohes, selbstgefällig Regen.

Wie viel der sel'gen Wonnen
Lieb' oder des Geschicks unstäte Hände
Auf einen ihrer Günstling' ausgegossen,
Gern tauscht' er solche Spende
Für einen Blick der Augen, drin begonnen
Mein Heil, wie Bäum' aus ihren Wurzeln sprossen.

Ihr, meines Lebens selige Genossen!
Ihr Himmelsfunken, dran sich Freud' entzündet,
In der gemach mein Leben sanft verglühet!
Wie jeglich Licht entfliehet
Und schnell versiegt, wo eures sich entbindet;
So, wenn so viel des Süßen
Herniederströmet in mein Herz, entschwindet
Jeder Gedank', ein andres zu genießen;
Nur Amor will mit euch sich drin verschließen.

Was Süßes war jemalen
Im Herzen sel'ger Liebenden beisammen,
Ist wenig gegen das, was ich ersiege,
Laßt einmal ihr die Flammen
Holdselig zwischen Weiß und Schwarz erstrahlen,
Draus Amor scherzend ruft zu Spiel' und Kriege.
Und seit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege
Hat gegen Unvollkommenheit und Leiden
Der Himmel mir dies Labsal wollen schenken. —
Nur Hand und Schleier kränken,
Die oft von meinem höchsten Glück mich scheiden
Und meine Augen zwingen,
Daß sich die Sehnsucht Tag und Nacht aus beiden
Ergießt, dem Herzen Linderung zu bringen,
Das stets sein Wesen ändert mit den Dingen.

Weil ich mit Unbehagen
Seh', wie mein Wesen so gering zu achten,
Unwürdig, also teuren Blick zu binden,
Geht dahin nur mein Trachten,
Der hohen Hoffnung wert mich zu betragen

Und edler Flammen, die mich ganz entzünden.
Wenn ich zum Guten schnell und träg zu Sünden,
Verächter dessen, was die Welt begehret,
Durch emſ'gen Fleiß zu werden mich bemühe,
Vielleicht, daß so noch frühe
Genug mein Lob zu mildem Spruch sie kehret.
Gewiß, schweigt je im Leben
Die Klage, die mein armes Herz beschweret,
Geschieht's zuletzt durch süßer Augen Beben,
Die letzte Hoffnung, Liebenden gegeben.

Canzon', es ist voraus dir eine Schwester,
Und eine zweite fühl' ich sich bereiten
An gleichem Ort; drum füll' ich mehr der Seiten.

62.

Weil meine heißen Triebe
Durch mein Geschick zn reden mich gezwungen,
Da sie nur immer sonst mich seufzen hießen,
Sei du, die mich durchdrungen,
Mir Führerin zum rechten Weg, o Liebe!
Laß sehnend sich mein Herz im Lied ergießen,
Doch so, daß es im Uebermaß des Süßen
Nicht untergeh', wie mich zu fürchten zwinget,
Was drin ich, wo kein Aug' es sieht, empfinde,
Weil mehr ich mich entzünde
Im Reden, und, wie Geist und Will' auch ringet,
(Drum zag' ich so und bange)
Doch nimmer sich des Herzens Glut verringet.

Ich schmelze hin bei meiner Worte Klange,
Wie Eis in Sonnenglut am Felsenhange.

Wohl glaubt' ich im Beginne,
Würd' ich von meiner heißen Sehnsucht sagen,
Ein Weilchen Rast und Frieden zu erlangen!
Die Hoffnung ließ mich's wagen,
Die Schmerzen zu verkünden süßer Minne.
Nun in der Not ist sie mir ausgegangen.
Doch kühn verfolg' ich, was ich angefangen,
Und fahre fort, von Lieb' und Weh zu singen;
So trägt die Sehnsucht mich auf mächt'gem Flügel! —
Vernunft, die sonst am Zügel
Sie hielt, ist tot und kann sie nicht bezwingen.
Drum rüste du mit Tönen
Mich, Amor, aus, daß, wenn sie jemals dringen
Zum Ohr der süßen, feindlich spröden Schönen,
Sie mir nicht, doch dem Mitleid sie versöhnen!

Ich sag', es gab einst Zeiten,
Wo noch die Menschen, wahrem Ruhm gewogen,
In Wissensdurst und Thatendrang erglühten,
Nach fernen Landen zogen,
Nicht zagten, Berg und Flut zu überschreiten,
Das Beste sammelnd und die schönsten Blüten.
Nun Gott, Natur und Liebe mir behüten
Für jede schönste Tugend eine Stelle
In Lichtern, drin ich Freude fand und Leben,
Brauch' ich nicht fern zu streben
Hinweg von der und jener Uferschwelle,
Bei ihnen will ich weilen,

Als meines Heiles lang erprobter Quelle;
Und treibt mich Sehnsucht, in den Tod zu eilen,
Weiß ich, ihr Anblick wird mir Hilf' erteilen.

Wie Schiffer müd' im Dunkel
Durchstürmter Nächte hoffend schaun nach oben,
Den Lichtern zu, die nie vom Pole weichen,
So ist in Sturmes Toben,
Den Lieb' erregt, der Augen Lichtgefunkel
Mein einz'ger Trost, mein einzig Rettungszeichen.
Doch mehr, ach! als des freien, gnadenreichen
Geschenks, wird dessen mir, was ich, gezwungen,
Wie Liebe lehrt, bald hier, bald da entwende;
Und schon die kleine Spende
Hat mir als stete Norm sie aufgedrungen.
Seit sie mich neu geboren,
Ist ohne sie nichts Gutes mir gelungen.
So! hab ich sie zu Herrschern mir erkoren;
Für sich allein ist meine Kraft verloren.

Ach! ich vermöchte nimmer
Die Wirkungen zu denken noch zu künden,
Die, holde Augen, ihr mir schafft im Herzen!
Des Lebens Wonnen schwinden
All hinter euch, und jeder Glanz und Schimmer
Erbleicht vorm Scheine dieser lichten Kerzen.
Wohl einen sanften Frieden sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden gleich, gebieret
Ihr liebeselig Lächeln mir und spendet.
O könnt' ich unverwendet
Nur einen Tag, des Strahl sich nie verlieret,

Den Blick nach ihnen lenken,
Zu sehn, wie Amor freundlich sie regieret!
Nicht andrer würd' ich dann, noch meiner denken,
Und häufig nicht mein Auge niedersenken.

Weh, daß zu allen Stunden
Nach dem ich trachte, was ich nie erringe,
Und hoffnungslos mich nähre von Verlangen!
O wäre jene Schlinge,
Drin Liebe meine Zunge hält gebunden,
Wenn großer Glanz den schwachen Blick befangen,
Nur erst gelöst, ich würde Mut empfangen,
So neues augenblicklich zu erzählen,
Daß jeden es zu Thränen müßte rühren!
Die Wunden nur verführen
Das kranke Herz, sich andres zu erwählen.
Drum seh' ich mich entfärben;
Das Blut, es will, weiß nicht, wohin, sich stehlen;
Das alte lass' ich, andres zu erwerben;
Ich weiß, an diesen Wunden werd' ich sterben.

Canzone, sieh', von langer süßer Rede
Fühl' ich der Feder schon die Kraft gebrochen;
Nicht so dem Geist, wie viel er auch gesprochen.

63.

Zu denken bin ich müde, wie ich's trage,
Daß mein Gedank' an Euch nicht zu ermüden,
Und wie ich noch vom Leben nicht geschieden,
Um zu entfliehn der Seufzer schwerer Plage;

Und wie, daß ich von Wang' und Locken sage
Und von der Augen vielversprochnem Frieden,
Mir Ton und Sprache nimmer fehlt' hienieden,
Zu künden Euren Ruhm bei Nacht und Tage;

Und wie im Fuß noch Kraft und Lust sich rege,
Da so viel Schritt' ich machte sonder Frommen,
Zu folgen Eurer Spur von Steg' zu Stege;

Und wo Papier und Tint' ich hergenommen,
Zu Eurem Preis. War ich auf falschem Wege,
Von Amor, nicht vom Ungeschick ist's kommen.

64.

Die schönen Augen, die mich also trafen,
Daß sie nur selber heilen meine Wunde,
Nicht aber Steineskraft, nicht Zauberkunde,
Nicht Kräuter, die in Meerestiefen schlafen,

Verschlossen mir all andrer Liebe Hafen,
Daß ich an einem Bilde nur gesunde;
Und folgt die Zung' ihm, treu dem alten Bunde,
Darf Spott nur den Begleiter, sie nicht strafen.

Die schönen Augen sind's, die allerwegen
Lassen, was da mein Herr beginnt, gelingen,
Vor allem, wann es gilt, mein Herz zu brechen.

Die schönen Augen sind's, die mir durchdringen
Allorts das Herz mit ihrer Flammen Segen,
Daß ich nie müde bin, davon zu sprechen.

65.

Amor, mit schmeichelnder Verheißung Tücke,
Trieb heim mich zu des alten Kerkers Thüren,
Die Schlüssel dann gebot er ihr zu führen,
Die feindlich aus mir selbst mich hält zurücke.

Ich merkt' es nicht, bis sie — o dem Geschicke!
Mich fesselte. Nun galt es, sich zu rühren,
Und seufzend (niemand glaubt' es meinen Schwüren)
Kehr' ich zurück nun zu der Freiheit Glücke;

Und muß ein Teil noch meiner Ketten tragen,
Wie ein Gefangener, in Schmerz und Wehen,
Weil Aug' und Stirn vom Herzen drinnen sagen.

Und wenn du meine Farbe würdest sehen,
Du sprächest gleich: „Darf ich ein Urteil wagen,
Der hat nicht weit zum Tode mehr zu gehen!“

66.

Nicht Polyklet, wie scharf er mochte spähen,
Noch andere, derselben Kunst erfahren,
Nähmen das Kleinste wahr in tausend Jahren
Der Schönheit, die mein Herz sich ausersehen.

Mein Simon aber war in Himmelshöhen,
Die meiner hohen Herrin Wohnsitz waren;
Da sah er sie und eilt', ihr Bild zu wahren,
Daß wir hier unten auch ihr Antlitz sähen.

Ein Werk von denen war's, die nur gelingen
Im Himmel können; da nicht wo die Glieder
Gleich einem Schleier noch die Seel' umfahen.

Was er da brachte, konnt' er mehr nicht bringen,
Als er empfunden Kält' und Wärme wieder,
Und seine Blicke Sterbliches nur sahen.

67.

Als Simon an zum hohen Werk sich schickte,
Das seiner Hand für mich den Stift gegeben,
Wenn's ihm da, Stimm' und ein verständig Leben
Dem lieblichen Gebild zu spenden, glückte,

Wie viel der Seufzer, die er dann erstickte,
Um die ich schmäh', was andre hoch erheben!
Denn um das Antlitz seh' ich Demut weben,
Als ob es Frieden mir entgegen nickte;

Und wenn mit ihm zu sprechen ich begonnen,
Scheint es mir wohl ein freundlich Ohr zu leihen! —
Könnt' es mich nur mit einer Antwort laben!

Pygmalion, wie mußtest du dich freuen
Des Bildes, der du tausendmal gewonnen,
Was ich ein einzig Mal nur möchte haben!

68.

Entspricht so End' als Mitte dem Beginnen
Vierzehnten Jahres, seit mich Weh umfangen,
Kann mir kein Schatten Kühlung mehr gewinnen; —
So wächst — ich fühl' es wohl — mein heiß Verlangen.

Die Liebe, die mein Herz bedrängt, mein Sinnen,
In deren Joch der Atem mir vergangen,
Nahm mich mir selbst zur Hälft' und waltet innen
Durch Augen, die mir leidvoll aufgegangen.

So zehr' ich täglich mehr mich ab und schwinde
So heimlich, daß nur ich's allein gewahre,
Und jene, deren Blick mein Herz zerteilet.

Kaum daß ich noch die Seele drin bewahre,
Noch weiß, wie lang sie Wohnung bei mir finde;
Denn näher kommt der Tod, das Leben eilet.

69.

Wer da entschlossen, immer nur zu leben
Auf trügerischen Wogen, unter Klippen,
Vom Tod gesondert nur durch kleinen Nachen,
Kann nicht gar ferne sein von seinem Ende;
Drum sollt' er sich zurückziehn in den Hafen,
Solang dem Steuer noch gehorcht das Segel.

Die linde Luft, der Steuer ich und Segel
Vertraut, eintretend in der Liebe Leben

Und hoffend, zu erreichen bessern Hafen,
Trieb dann mich unter mehr denn tausend Klippen;
Und ach! der Grund von meinem traurigen Ende
War nicht bloß außen, war auch drin im Nachen.

Verschlossen lang in diesem blinden Nachen,
Irrt' ich und hob mein Auge nicht zum Segel,
Das vor der Zeit mich trieb zu meinem Ende.
Doch huldreich sah's, der mich geführt ins Leben,
Und rief so weit mich fort aus jenen Klippen,
Daß fernhin mindest mir erschien der Hafen.

Gleichwie des Nachts ein Licht in einem Hafen
Vom hohen Meer erblickt Schiff oder Nachen,
Wenn Stürm' es ihm nicht wehren oder Klippen;
So sah ich über dem geschwellten Segel
Die Fahnen wehn von jenem andern Leben,
Und tief erseufzt' ich da nach meinem Ende.

Nicht, daß bereits mir lieber wär' das Ende;
Denn gern wär' mit dem Tag ich in dem Hafen,
Und groß ist ach! die Fahrt fürs kurze Leben.
Und seh' ich bange mich in morschem Nachen,
Und voller, als ich wollte, schwillt das Segel
Vom Wind, der mich verschlug in diese Klippen.

Entrinne lebend ich den falschen Klippen,
Und kommt mein Elend noch zu schönem Ende,
Wie eilig wollt' ich wenden dann das Segel
Und Anker werfen in dem nächsten Hafen,
Wenn ich nicht lohte, gleich entbranntem Nachen! —
So ungern lass' ich das gewohnte Leben.

Du, Herr von meinem Ende, meinem Leben,
Bevor den Nachen ich zerschell' in Klippen,
Leite zum Hafen du mein müdes Segel!

70.

Ich bin so müde unter meiner Sünden
Verjährter Last und alter schlimmer Weise,
Daß zu erliegen ich vorm Schluß der Reise
Befürcht' und mich in Feindes Hand zu finden.

Wohl kam ein großer Freund, mich zu entbinden
Durch höchste Huld, die nie ich sattsam preise;
Drauf eilt' er schnell aus meiner Augen Kreise,
Daß ich vergebens späh', ihn zu erkünden.

Doch widerhallt noch seines Worts Verkünd'gung:
„Belad'ne ihr, seht da aus der Bedrängnis
Den Pfad! Kommt, wenn kein andrer ihn verriegelt!"

O welche Gnad' und Liebe, welch Verhängnis
Gibt Taubenschwinge mir, die aus Versünd'gung
Zur Ruh' empor mich von der Erden flügelt?

71.

Nie ward ich, Herrin, müd', um Euch zu minnen,
Noch werd' ich's sein, weil ich am Leben bleibe;
Vom eignen Haß doch nun ans Land ich treibe,
Und kraftlos macht der Thränen endlos Rinnen.

Will lieber mir ein schön, weiß Grab gewinnen,
Als daß zur Schmach man Euren Namen schreibe
Auf Marmor mir, trennt sich mein Geist vom Leibe,
Der wohl nunmehr ihm länger wohnet innen.

Drum, kann ein Herz, in Lieb' und Treu' erfahren,
Euch, ohn' ihm Qualen zu bereiten, gnügen,
Laßt diesem Eure Gnade widerfahren!

Meint Euer Zorn auf andre Art zu siegen, —
Er irrt, und wird nie, was er denkt, gewahren;
Das dank', o Lieb', ich mir und deinem Fügen!

72.

Eh' beide Schläfe sich nicht weiß gestalten,
Die sich entfärben, scheint's, von Tag' zu Tage,
Bin ich gefährdet, ob ich schon mich wage
Dahin, wo Amors Pfeil' und Bogen walten.

Doch soll er mich nicht quälen mehr, noch halten,
Wie er mich zu umstricken Lust auch trage,
Noch mir das Herz, wie viel er Wunden schlage,
Mit seinen grausam gift'gen Pfeilen spalten.

Nicht können aus den Augen mehr die Zähren;
Doch wissen sie den Weg, bis da zu dringen,
Daß kaum etwas vermag, sie abzuwehren.

Wohl mag der heiße Strahl mir Wärme bringen;
Doch brenn' ich nicht; — es kann den Schlaf mir stören
Ihr grausam Bild, doch nie ihn ganz bezwingen.

73.

Dichter. Ihr Augen, weinet, wie das Herz euch lehret,
Das nur durch euch den Tod davongetragen.
Augen. So thun wir stets; doch müssen wir beklagen
Mehr fremden Wahn, als der uns selbst bethöre.

Dichter. Früh habt den Eingang Amorn ihr gewähret,
Wo noch er seine Herberg' aufgeschlagen.
Augen. Durch jene Hoffnung konnten wir es wagen,
Die er im Herzen, das nun stirbt, genähret.

Dichter. Nicht kann, wie euch bedünkt, die Ausflucht gelten,
Weil ihr sogleich beim frühesten Erscheinen
So geizig darauf war't, mit ihm zu dulden.

Augen. Das ist's, was wir vor allem nun beweinen,
Daß die vollkommnen Richter also selten,
Und oft ein andrer büßt für andrer Schulden.

74.

Stets liebt' ich ihn und lieb' und werd' ihn lieben,
Fortan nur immer mehr von Tag zu Tagen
Den süßen Ort, wohin ich oft mit Klagen
Gekehrt, wann Liebe sann, mich zu betrüben;

Und bin entschlossen, Stund' und Zeit zu lieben,
Da jeder eiteln Sorg' ich mich entschlagen,
Mehr sie noch, die mit freundlichem Behagen
Mich durch ihr Beispiel lehrte Gutes üben.

Doch wer gedacht', auf einmal zu gewahren,
Mein Herz bald da, bald dorten zu bekriegen,
Die süßen Feind' all', die so lieb mir waren?

Mit welcher Kraft weißt, Liebe, du zu siegen!
Wüchs' mit dem Wunsch nicht Hoffnung, vor den Jahren
Müßt' ich, wo ich am liebsten lebt', erliegen.

75.

Ich werde fort und fort das Fenster hassen,
Draus Amor tausend Pfeile schon entgegen
Mir sandte, weil nicht alle töten mögen;
Denn schön wohl ist's, im Glücke zu erblassen.

Daß mich der Erde Kerker noch umfassen,
Muß ach! ein endlos Wehe mir erregen,
So größer, weil ich's ewig werde hegen,
Da nicht vom Herzen will die Seele lassen.

Die Arme, die nun könnt' aus langem Wehe
Ermessen, wie, was Menschenwitz auch thäte,
Die Zeit er nimmer wenden kann, noch binden!

Oft fleht' ich ihr mit solchem Wort: „O gehe,
Du Traurige; denn immer geht zu späte,
Wer seine frohern Tage sahe schwinden!“

76.

Wie wohl ein guter Schütz sogleich beim Schießen
Aus weiter Ferne schon es kann erspähen,
Ob der, ob jener Schuß sei zu verschmähen,
Und ob das Ziel ein andrer werde grüßen;

So, als der Pfeil entflog aus Euren süßen
Zwei Augen, merktet ihr, er werde gehen
Mir grad ins Herz, draus nun, seit es geschehen,
Mir ew'ge Thränen durch die Wunde fließen.

Und sicher bin ich, daß ihr spracht damalen:
„Der Arme! wie's die Sehnsucht ihm beflügelt!
Sieh da den Pfeil, der ihm den Tod muß geben!" —

Nun seh' ich, wie der Schmerz mich hält und zügelt;
Und was auch meine Feinde mir noch weben,
Zum Tod ist's nicht, doch wohl zu größern Qualen.

77.

Da, was ich hoffe, bald nicht zu erreichen,
Und so behend hinab das Leben gehet,
Wollt' ich, ich hätte beſſ're Zeit erspähet,
Schneller, als im Galoppflug, zu entweichen.

Nun muß gelähmt ich und ermattet schleichen
Vom Ort, nach dem die Sehnsucht mich gedrehet, —
Wohl sicher nun; doch im Gesicht noch stehet
Der liebenden Begegnung altes Zeichen.

Drum rat' ich euch, die ihr noch Wandersleute,
Lenkt ein! Und ihr, die Lieb' entzündet innen,
O wartet nicht, bis letzte Gluten schmerzen!

Denn leb' ich, — Tausende doch nicht entrinnen.
Wohl stand auch meiner Feindin Kraft zur Seite;
Doch sah ich sie verwundet tief im Herzen.

78.

Entflohn der Haft, wo Amor, wie in Mauern,
Mich hielt, mir, was ihm dünkte, zuzufügen,
O Frauen, lange Zeit nicht würde gnügen,
Zu melden euch der neuen Freiheit Trauern.

Mein Herz sprach, keinen Tag lang könn' es dauern
Für sich, und drauf erschien, mich zu betrügen,
Jener Verräter, so verlarvt mit Lügen,
Um Klügere wohl täuschend zu belauern.

Zurück drum mußt' ich seufzen oft und sprechen:
„Ach, süßer waren Joch, Fußblöck' und Banden
Mir, als zu wandeln frei und ungebunden!

Weh mir, daß ich so spät mein Leid verstanden!
Und wie so schwer nun wird es mir, zu brechen
Des Irrtums Fessel, die ich selbst gewunden!“

79.

Zerstreut im Wind die goldnen Locken waren,
Und kreisten sich in tausend süßen Ringen,
Ein mildes Licht sah ohne Maß ich dringen
Aus Augen, die damit so karg nun sparen.

Und Mitleid schien ihr Blick zu offenbaren,
Wenn Blindheit nicht und Täuschung mich befingen.
Ich, der so leicht in Liebesglut zu bringen, —
Was Wunder, wenn ich schnelle Flamm' erfahren?

Ihr Gang war nicht ein irdisch sterblich Wesen,
Vielmehr von Engelart; aus ihrem Munde
Ertönten Worte, nicht wie Menschenlaute;

Ein Engel war's, ja Sonne, was ich schaute.
Und wär' nun auch nicht mehr, was einst gewesen; —
Ob schwächern Bogens heilet keine Wunde.

80.

Amor sprach oft zu mir: „Schreib' eigenhändig,
Was du gesehn, schreib' es in goldnen Zeichen,
Wie meine Jünger all' ich lass' erbleichen,
Und augenblicks sie tot mach' und lebendig.

Das ward dir einst wohl selber klar inwendig.
Ein Beispiel warst du allen, die dir gleichen;
Dann hieß dich andre Arbeit von mir weichen;
Doch wie du flohst, ich war dir nah beständig.

Und wenn die Augen, drin du einst mich leuchten
Gesehen, wo ich freudig eingezogen,
Zu brechen deines Herzens Widerstreben,

Zurück mir geben den allmächt'gen Bogen,
Wird sich dein Antlitz abermals befeuchten;
Denn nur von Thränen, weißt du, zehrt mein Leben."

81.

Wann durch das Aug' in Herzens Grund gestiegen
Ein herrschend Bild, kein andres da verweilet,
Und was an Kraft die Seele drin verteilet,
Läßt, wie ein starr Gewicht, die Glieder liegen,

Dann pflegt an erstes Wunder sich zu fügen
Ein zweites: Wann der flücht'ge Teil enteilet
Aus sich, wird eine Stell' ihm zugeteilet,
Wo Rach' ihm wird und in dem Bann Vergnügen.

Alsdann, gleich Toten, zwei Gesicht' erbleichen,
Dieweil die Kraft, die Leben drinnen hegte,
Nirgend mehr da, wo sie vorher sich regte.

Das war's, was damals mir den Geist bewegte,
Als an zwei Liebenden der Wandlung Zeichen
Ich sah, und werden sie zu meinesgleichen.

82.

Könnt' ich so gut in Lieder übertragen
Mein Denken, wie ich's trag' im Herzen drinnen,
Kein Mensch wär' irgend von so harten Sinnen,
Daß er nicht sollt' aus Mitleid mich beklagen.

Doch sel'ge Augen ihr, die mir geschlagen
Die Wunde, der nicht Helm noch Schild entrinnen,
Ihr seht mich nackt von außen und von innen,
Wenn sich die Wort' auch meinem Schmerz versagen,

Seit in mir widerleuchtet euer Sehen,
Gleichwie im Glas der Sonne Strahlen glühen;
Drum mag die Sehnsucht ohne Worte gnügen.

Weh! Petro schadete nicht, noch Marien
Der Glaube, der nur mich soll schwer bekriegen!
Auch weiß ich, daß nur ihr mich könnt verstehen.

83.

Ich bin des Harrens nun so müd', umrungen
Von all' des Wehs endlos feindsel'ger Nähe,
Daß Hoffnung ich und Wünsche haff' und schmähe,
Und jede Fessel, die mein Herz umschlungen.

Doch hat das schöne Antlitz mich bezwungen,
Das ich gemalt im Herzen trag' und sehe,
Wohin ich schau'; drum zu dem alten Wehe
Fühl' ich mich wider Willen hingedrungen.

Da irrt' ich, als der Freiheit alt Geleise
Mir abgeschnitten war und rings entschwunden;
Denn Heil nicht bringt, was sich das Aug' erwählet.

Da rannt' ins Unglück frei und ungebunden
Die Seele, die nach fremder Macht und Weise
Nun ziehen muß, weil einmal sie gefehlet.

84.

Wie hast, ach schöne Freiheit, du beim Scheiden
Gezeigt mir, wie so selig war mein Leben
Damals, als mir der erste Pfeil gegeben
Die Wund', an der ich immer werde leiden!

Den Augen ward ihr Weh ein Quell der Freuden,
Daß der Vernunft nicht half ihr Widerstreben,
Weil sie verschmähn der Erde Thun und Weben.
Dazu gewöhnt' ich ach! gleich früh die beiden.

Ich darf, wer meines Todes nicht gedenket,
Nicht hören, und nur ihres Namens Süße,
Des lieblich tönenden, ruf' ich den Lüften.

Das ist's, wozu mich Liebe spornt und lenket,
Und andern Weg nicht kennen meine Füße,
Noch weiß die Hand, wen sonst sie preis' in Schriften.

85.

Da euch und mir so manchmal sich's erwiesen,
Wie unser Hoffen allzumal uns trüget,
So hebt zum höchsten Gut, das immer gnüget,
Das Herz, ein froher Dasein zu erkiesen.

Dies Erdenleben gleicht den bunten Wiesen,
Wo zwischen Blum' und Gras die Schlange lieget;
Und wo ein Gegenstand den Blick vergnüget,
Geschieht es nur, so mehr zu fesseln diesen.

Ihr also, die ihr Ruhe wollt erkaufen
Eurem Gemüte vor den letzten Tagen,
Folgt Wenigen und nicht dem großen Haufen.

„Bruder, du zeigst" — kann freilich mancher sagen —
„Den Weg, von dem du selbst dich oft verlaufen,
Von dem du weiter jetzt, als je, verschlagen."

86.

Das Fenster, das, so oft ihr's will behagen,
Die eine Sonn', um Mittag andre spüret,
Und jenes, das, von kalter Luft gerühret,
Bei kurzen Tagen klirrt, vom Nord geschlagen;

Der Stein, wo sinnend oft in langen Tagen
Die Herrin mit sich selbst Gespräche führet,
Und all' die Orte, die ihr Fuß berühret,
Die ihrer Schönheit Schatten je getragen;

Der böse Pfad, wo Amor mich ersehen,
Der Lenz, der, wie dahin die Jahre schwinden,
Mir bis auf heut' erneut die alte Wunde,

Der Blick und all' die Worte, die mir stehen
Tief eingegraben in des Herzens Grunde,
Lassen mein Auge Lust an Thränen finden.

87.

Wohl weiß ich, daß zum Raube wir gegeben
Ihm ach! vor dem kein Mensch je Gnade funden,
Und daß, bevor wir's ahnen, uns entschwunden
Die Welt, und wen'ge Zeit in Treu ergeben.

O kleiner Lohn für langes Kummerleben!
Schon dröhnt ins Herz die letzte mir der Stunden;
Doch hält mich Amor immerdar gebunden
Und will, wie sonst, der Augen Zins erheben.

Ich weiß, wie Tage, Stunden, Augenblicke
Die Jahr' entführen; und, was ich erfahren,
Ist nicht Betrug, ist mehr, denn Zaubersäfte.

Vernunft und Lust seit zweimal sieben Jahren
Bekämpfen sich; doch siegen bess're Kräfte
Dereinst, weiß anders Wer von künft'gem Glücke.

88.

Cäsar, als in Aegyptenland des bösen
Verräters Hand das hohe Haupt ihm brachte,
Die Freude bergend, die in ihm erwachte,
Weint' äußerlich, wie wir geschrieben lesen;

Und Hannibal, zum Untergang erlesen,
Als ihm so lästig sich das Schicksal machte,
Inmitten all' der Jammernden er lachte,
Zu hehlen seines Unmuts herbes Wesen.

So kommt es, daß ihr Fürchten und ihr Hoffen
Mit dem Gesicht, bald ernst, bald guter Dinge,
Die Herzen unterm Gegenteil verdecken.

Drum wenn ich einmal lache oder singe,
Thu' ich's, weil nur der eine Weg mir offen,
Mein angstvoll Jammern innen zu verstecken.

89.

Nicht will ich mehr in alten Weisen singen,
Die achtlos untergingen mir zur Schande!
Auch frohem Stande fehlt's nicht an Beschwerden.
Zu seufzen nur, kann keine Hilfe bringen.
Schon ringen unterm Schnee die Alpenlande.
Des Schlummers Bande reißen; Tag will's werden.
Ehrbarliche Gebärden, holdes Grüßen
Sind fein, und an der Süßen muß ich's ehren,

Wenn sie uns hehren Zornes läßt genießen;
Doch Stolz und Haß verdrießen.
Das Schwert soll nicht der Liebe Reich verheeren.
Zurück soll kehren, wer verlor die Straße;
Wer keine Herberg' hat, ins Gras sich setze;
Wer Gold entbehrt und Schätze,
Er stille seinen Durst aus schönem Glase.

Ich lebt' in Petri Schutz. Nun nicht mehr, nein!
Versteh' mein Schrei'n, wer kann! wie ich's verstehe.
Verschuldet Wehe schwer zu Herzen gehet.
Möglichst befrei' ich mich und steh' allein.
Nicht will ich sein, wie Phaëton, der ehe
Fiel aus der Höhe. Kommt! Die Amsel fähet
Nun keiner. — Sehet! — Nein, ich will nicht bitten!
Kein Scherz sind Felsen mitten in den Fluten,
Im Strauch Leimruten. Schwer hab' ich gelitten,
Wenn herrisch stolze Sitten
In schöner Frau verhüllten viel des Guten. —
Die mit Bescheid sich sputen sonder Frage,
Die lassen jeden ziehen unerhöret;
Der sich in Eis verzehret,
Der sehnt sich nach dem Tod bei Nacht und Tage.

Verjährt ist's Sprüchlein: „Liebe, wer dich liebt!"
Was mich betrübt, ich weiß es; kann's nicht zwingen.
Wer auf will dringen, muß die Kosten tragen.
Demüt'ge Herrin Gram dem Freunde gibt.
Die Feig' oft Täuschung übt. Doch nicht zu ringen
Nach hohen Dingen, dünkt mich klug Betragen,
Und allwärts ragen Hütten, drin zu leben.

Unmäßig Streben muß den Tod bereiten.
Zu Zeiten hab' auch ich mich hingegeben;
Der kleine Rest vom Leben
Mag, wenn es sein soll, auch hinuntergleiten.
Fortan soll leiten mich der Herr der Erden,
Der seine Teuren führt auf Waldes Pfaden,
Daß mit dem Stab der Gnaden
Zur Weid' er führ' auch mich mit seinen Herden. —

Nicht all', die's lesen, werden mich verstehen,
Im Netze spähen, keinen Fang erkünden.
Wer tief nach Gründen forschet, leicht versinket. —
Nicht lahm sei das Gesetz, drauf alle sehen!
Weit muß man gehen, sichern Stand zu finden.
Bald wird verschwinden, was groß Wunder dünket.
Verschloss'ne Schönheit blinket mehr und freuet.
Der Schlüssel benedeiet, der gekommen
Zum Herzen, es entnommen und befreiet
Von Fessellast, zerstreuet
Endloses Weh und aus der Brust genommen!
Wo ich beklommen litt, noch leiden viele.
Der andern Schmerzen schmälern meine Schmerzen;
Dank, Amor, dir von Herzen,
Daß ich's, wiewohl es noch wie sonst, nicht fühle.

Bei tiefem Schweigen Worte, klug und weise,
Ein Ton, der leise sänftigt Sorg' und Sinnen;
Die dunkle Haft, worinnen lichte Helle;
Nächtliche Veilchen in verborgnem Gleise;
Das Wild im Kreise dieser Mauern drinnen;

Ein scheues Minnen, — Zucht und Stromes Welle,
Zu lieber Stelle friedlich hingeronnen
Aus zweien Bronnen; eifersüchtig Bangen
Und Lieb' hält mich umfangen und umsponnen;
Auch die zwei lichten Sonnen,
Die mir auf sanftem Pfad vorausgegangen,
Wo mir nach langen Leiden Hoffnung winket. —
O teures Gut und all', was du beschieden,
Krieg, Waffenruh' und Frieden,
Verlaßt mich nicht, bis diese Hülle sinket!

Ich lach' und wein' und lasse mich nicht beugen.
Mit stillem Neigen will ich aufwärts schauen,
Der Zukunft trauen, froh des, was geblieben,
Die Jahre zählend jammern so als schweigen,
In schönen Zweigen mir ein Nest erbauen,
Der rauhen Weig'rung nimmer mich betrüben,
Die alt verhärtet Lieben nun bezwungen,
Von Lästerzungen und viel bittern Tagen
Mir kam zu sagen, und der Seel' entrungen
(Wohl fühl' ich mich gedrungen,
Auch dies zu künden) jenes: „Laß dein Wagen!" —
Wer hat mich wund geschlagen? Wer nun heilet?
Sie, die mein Herz mehr, als mein Wort, erhebet. —
Wer tötet? Wer belebet?
Sie, die zugleich mir Kält' und Glut erteilet.

90.

Ein seltnes Englein stieg von Himmels Höhen
Herab auf Flügeln zu dem kühlen Strande,
Wo mein Geschick vorbei mich führt' alleine. —
Da's einsam, ohn' Geleit mich sahe gehen,
Legt' eine Schling' es, weiche seid'ne Bande,
Tief in das Gras zunächst dem grünen Raine.
Da ward ich — und nicht klagt' ich drob — gefangen;
So süße Lichter aus dem Aug' ihm drangen.

91.

Kein Heil umher, wohin mein Blick sich wendet!
So langen Augenkrieg ich schon erfahre! —
Weh mir! Es wird der Schmerz, der unzähmbare,
Das Herz zerstören, dessen Kampf nicht endet!

Fliehn möcht' ich, doch der Strahl, den Liebe sendet,
Und den ich Tag und Nacht im Herzen wahre,
Glänzt noch so hell, daß im fünfzehnten Jahre
Er mehr mich, als am ersten Tage blendet.

Sein Nachbild funkelt so in allen Räumen,
Daß ich sein Leuchten seh', wohin ich blicke,
Oder ein gleiches, das aus ihm entspringet.

So grünt ein Lorbeer auf zu tausend Bäumen,
Daß mich mit wunderwürdigem Geschicke
Mein Feind, wo's sei, in sein Gezweig verschlinget.

92.

Du glücklichste von allen Erdenstellen,
Wo Amor weilte zwischen Fluß und Höhen
Und mir zwei fromme Lichter gab zu sehen,
Die um sich her im Kreis die Luft erhellen!

Wohl eher möcht' im Lauf der Zeit zerschellen
Ein Bildnis, fest von Demant, und vergehen,
Bevor mir aus dem Sinn die Reiz' entflöhen,
Die in Erinn'rung noch das Herz mir schwellen.

Wie oft ich dich erblickte, würd' ich immer
Zur Erde bücken mich, daß ich die Tritte
Vom schönen Fuß im holden Kreise fände.

Doch schläft in tapfrer Seel' Amor nicht immer,
Und siehst du Freund Sennuccio, o dann bitte,
Daß er ein Thränlein, einen Seufzer spende.

93.

So oft, ach! Amor Krieg mir zugedachte,
(Wohl täglich tausendmal hab' ich's empfunden!)
Kehr' ich dahin, wo sich das Licht entbunden,
Das meines Herzens Flamm' unsterblich machte.

Da find' ich Ruh', der ich es dahin brachte,
Daß morgens, mittags und in Abendstunden
Ich jenes so gesänftigt innen funden,
Daß ich nicht andres denke noch beachte.

Der sanfte Atem, den das Antlitz reget,
Das lichte, mit dem Laut verständ'ger Worte,
Daß, wo er wehet, Lust und Segen tauen,

Ein holder Hauch aus Paradieses Auen, —
Labt so mich immer, scheint's, an diesem Orte,
Daß frei das müde Herz nur da noch schläget.

94.

Verfolgt von Amor nach bekannten Weiten,
Wie einer, den ein naher Krieg erschrecket,
Der klug die Pfade sperret und verstecket,
Stand ich, bewehrt mit Bildern alter Zeiten,

Und sah da einen Schatten, den zur Seiten
Die Sonne warf und an der Erd' entdecket'
Ich sie, die, wenn kein Truggebild mich necket,
Mehr wert war, mit Unsterblichen zu schreiten.

Ich sprach: „Mein Herz, was will dein Grausen sagen?
Doch kaum war der Gedanke mir gekommen,
So sah ich Strahlen, mir verderblich, zücken.

Wie Blitz und Donner ineinander schlagen,
So drang ein süßer Gruß zu mir, verschwommen
Mit zweier schönen Augen lichten Blicken

95.

Die Herrin, die mein Herz trägt in den Blicken,
War, wo ich liebesinnend saß, erschienen;
Vom Sitz da stand mit scheuen, bleichen Mienen
Ich auf, ihr meine Ehrfurcht auszudrücken.

Mein Leid durchschauend, ließ sie mich erblicken
So neue Farben, daß es ihr mit ihnen
Gelungen wär', des Donnrers Zorn zu sühnen
Und seiner Hand die Waffen zu entrücken.

Ich bebt', und sie schritt weiter auf dem Wege
Und sprach, daß ich ihr Wort nicht konnt' ertragen
Und nicht den Glanz, der süß im Aug' ihr spielte.

Nun fühl' ich ein so mannigfach Behagen,
Wenn solchen Gruß ich wiederum erwäge,
Daß keinen Schmerz ich fühl' und nie mehr fühlte.

96.

So will ich denn, Sennuccio, dir entfalten
Die Kunde meines Lebens, meiner Wehen! —
Noch glüh' ich und vergeh', wie sonst geschehen,
Mich lenket Laura; dennoch bleibt's beim alten.

Demütig bald, bald stolz ist ihr Verhalten,
Bald rauh, bald mild, bald bös, bald fromm zu sehen;
Bald naht sie hold, bald seh' ich fern sie stehen
Voll Ernst, bald sanft, bald streng und zornig walten;

Hier sang sie süß, und setzte dort sich nieder;
Hier wandt' sie um, dort hielt im Gehn sie innen;
Schlug mit dem Aug' hier meinem Herzen Wunden;

Sprach da ein Wörtchen, lächelte dort wieder,
Verfärbte hier sich. Ach, in solchem Sinnen
Hält Amor, unser Herr, mich stets gebunden!

97.

Hier, mein Sennuccio, wo zur Hälft' ich weile,
(O wär' ich's ganz und Ihr vergnügt zu finden!)
Bin vor dem Wetter ich und vor den Winden,
Die plötzlich tobten, hergeflohn in Eile.

Warum mich hier, gelangt zu Schutz und Heile,
Kein Wetterleuchten schreckt, ich will's Euch künden,
Und wie besänftigt nicht in Herzens Gründen
Die Glut, geschweig' erstickt, zum kleinsten Teile.

Kaum daß der Liebe Königssitz ich sahe,
Wo Laura einst, die Reine, ward geboren,
Die Lüfte sänftigt, mit dem Donner schaltet,

Hat Amor mir im Herzen, wo sie waltet,
Die Flamm' entzündet und die Furcht beschworen. —
Was thät' ich, schaut' ich ihr ins Auge nahe?

98.

Aus gottvergessnem Babylon, von wannen
Die Scham entflohn, daß drin nichts Gutes keime,
Der Schmerzen Heimat, Mutter eitler Schäume,
Mußt' ich mich, wollt' ich leben, selbst verbannen.

Hier steh' ich einsam, und, wie Amor dannen
Mich lockt und ladet, samml' ich Vers' und Reime
Und, mit ihm sprechend, Blüt' und Blatt, und träume
Von beſſ'rer Zeit. Nur das kann mich ermannen.

Nicht frag' ich viel nach Volk und Glückes Scheine,
Noch nach mir selbst, noch andrem eiteln Dinge,
Nicht drin noch außen ich viel Wärm' empfinde.

Nur zweie suchend, wollt' ich, daß die eine
Für mich ein friedlich-duldsam Herz empfinge,
Der andr' auf festem Fuß, wie ehe, stünde.

99.

Zwischen zwei Liebenden sah eine hehre,
Ehrbare Frau, bei ihr den Herrn ich stehen,
Der auf der Erde herrscht, wie in den Höhen;
Hier bot die Sonn' ihr, jenseits ich die Ehre.

Als sie umringt sich spürte von der Sphäre
Des schönen Freund's, sah ich sie froh sich drehen
Nach meinem Aug'. O könnt' ich es erflehen,
Daß gegen mich sie niemals stolzer wäre!

Da faßte mich Entzücken und verscheuchte
Die Eifersucht, die bei dem ersten Kommen
Vor solchem Gegner in mir aufgestiegen.

Dem aber war das trübe, thränenfeuchte
Antlitz von einem Wölkchen rings umschwommen;
So ungern sah er sich von mir besiegen.

100.

Voll jener Süße, die, nicht auszudrücken,
Vom schönen Angesicht mein Aug' empfangen
Am Tag, wo lieber blind' ich wär' gegangen,
Um nimmer klein're Schönheit zu erblicken,

Ließ ich, was mir das Liebst'; und mit Entzücken
Ist ganz in ihr des Geistes Blick befangen,
Der, was nicht *sie* ist, wie aus einer langen
Gewohnheit haßt und ansieht mit dem Rücken.

In einem Thale, rings umher verschlossen,
Das meinen müden Seufzern Kühlung spendet,
Kam langsam, liebesinnend ich zur Stelle.

Da sah ich Frauen nicht, doch Fels und Quelle
Und jenes Tages Bild, das unverdrossen
Mein Geist mir malt, wohin mein Blick sich wendet.

101.

Wenn jener Fels, der meines Thals Gehege
Zumeist verschließt, was ihm den Namen spendet,
Mit seinem Rücken Babel zugewendet,
Mit dem Gesicht gen Rom dahin sich zöge;

So hätten meine Seufzer gute Wege
In ihrer Hoffnung Ziel. Jetzt zieht gewendet
Der da, der dort; doch, wie ich sie entsendet,
Kommt jeder an, nicht einer irrt vom Stege.

Und sind so gern gesehn da und geborgen,
Wie ich bemerke, daß sie niemals kehren;
Mit solcher Lust verweilen all' sie dorten.

Vom Auge kommt der Schmerz; mit frühstem Morgen,
Vor Lust nach den verbot'nen schönen Orten,
Gibt es den müden Füßen Pein, mir Zähren.

102.

Sechzehntes Jahr der Seufzer ist verronnen,
Entgegen ich fortan dem letzten gehe;
Und dennoch dünkt mich, wann zurück ich sehe,
Daß nur vor kurzem solches Leid begonnen.

Unheil ist Heil mir, Bitterkeit bringt Wonnen,
Leben ist Last; daß es im Kampf bestehe,
Fleh' ich, und fürchte, daß der Tod nicht ehe
Schließe den Blick, der Sprache mir gewonnen.

Hier müde nun, möcht' ich mich fern befinden;
Mehr wollt' ich wollen und will mehr doch nimmer,
Und mehr nicht könnend, thu' ich nach Vermögen.

Und alter Sehnsucht neue Thränen künden,
Daß, wie vordem ich war, ich jetzt noch immer,
Und daß kein Ringen hilft, mich zu bewegen.

103.

Sieh, Amor, wie ein Mägdlein, jung von Jahren,
Mein Weh nicht achtet und dein Reich verschmähet
Und zwischen solchen Feinden sicher stehet!
Du bist bewehrt; sie sitzt in Kleid und Haaren
Mit bloßem Fuß, von Blum und Gras umzogen,
Hart mir, und gegen dich stolz und verwogen.

Ich bin in Hast; doch wenn dein starker Bogen
Noch einen Pfeil und Mitleid hegt, dann mache
Und üb', o Herr, für dich und mich doch Rache.

104.

Schon wälzt' hinab der Himmel siebzehn Jahre,
Seit ich entbrannt' und nie mehr konnt' erkalten.
Nur wenn mein Leiden ich mir vorgehalten,
Mitten in Flammen ich wie Frost erfahre.

Wahr ist der Spruch: „Eh' wandeln sich die Haare,
Als alter Brauch," und wie die Sinn' auch alten,
Nicht mindert sich der Leidenschaften Walten;
Das macht der Erdenleib, der wandelbare.

O wehe mir! wann wird der Tag sich zeigen,
Wo ich, der ich so nahe bin dem Ziele,
Der Glut entrinn' und dem so langen Wehe?

Kommt je der Tag, wo nur, wann gern ich's sähe,
Des schönen Angesichtes süßes Neigen,
Und nur, so weit es gut wär', mir gefiele?

105.

Dies reizende Erblassen, zart ergossen, —
Ob süßem Lächeln lichte Wolkenhülle, —
Drang mir ins Herz mit solcher Allmachtfülle,
Daß dies ihr schnell durchs Auge sich erschlossen.

Da lernt' ich, wie des Himmelreichs Genossen
Einander sehn. So trat aus seiner Stille,
Den keiner sah, der mitleidvolle Wille,
Vors Auge mir, das allem sonst verschlossen.

Englischer Blick, demütige Gebärden,
Die sonst in Frau'n, wo Liebe wohnt, sich zeigen,
Wären zur Seit' ihr Uebermut zu nennen.

Sie schlug den adlig-schönen Blick zur Erden
Und sprach, wie mir es schien, also mit Schweigen:
„Wer will von meinem treuen Freund mich trennen?"

106.

Liebe, Geschick und mein Gemüt, gekehret
Vergangnem zu, zerfallen mit der Nähe.
Betrüben so mich, daß mit Neid ich sehe,
Wie sich die Meng' am andern Strande mehret.

Liebe zerreißt mein Herz; den Trost dann wehret
Ihm das Geschick, und, daß es so ergehe,
Zürnt das Gemüt und weint. Bei vielem Wehe
Leb' ich so immerdar zum Kampf bewehret.

Nicht hoff' ich, daß die schöne Zeit mir kehre;
Vom Schlimmen nur zum Schlimmern will sich's wenden,
Und schon den halben Lauf legt' ich zurücke.

Ach! nicht von Demant, — als ob Glas sie wäre,
Entgleitet jede Hoffnung meinen Händen,
Und jeglicher Gedanke bricht in Stücke.

107.

Der Schmerz, der mich durchglühet
So brennend und ohn' Ende,
Wollt' er mich auch mit seiner Farbe decken,
Vielleicht, daß, die mich fliehet,
Der Wärm' ein Teil empfände,
Und Amor, wo er schläft, sich ließ erwecken.
Nicht mehr durch Waldesstrecken
Würd' ich einsamer Weise

Noch über Hügel schreiten,
Nicht weinen aller Zeiten,
Erglühte sie, die, starrend gleich dem Eise,
Mir kaum ein Quentlein gönnet,
Das nicht wie Flammen brennet.

Seit Liebe, der ich eigen,
Mein Wissen mir entrungen,
Hat ernst und rauh sich meine Stimm' ergossen.
Doch zeigt nicht bloß in Zweigen,
Was seinen Kern durchdrungen,
Der Baum, in Blüten nicht allein und Sprossen;
Seht, was das Herz verschlossen,
Amor und Augen, drinnen
Er wie im Schatten waltet!
Wenn sich der Schmerz entfaltet,
Und Thrän' und Klagen aus der Tiefe rinnen,
Schmerzt eins mich, sie das andre,
Weil ich in Blindheit wandre.

Ihr freundlich süßen Weisen,
Die ihr mir beigestanden,
Als andre Wehr gebrach in Kampfes Tagen,
Wer wird dies Herz von Eisen
Entledigen der Banden,
Daß nur, wie sonst, es sich ergieß' in Klagen?
Mir ist, als hört' ich sagen
Drin jemand von der Hehren,
Ihr Wesen mir entfalten;
Doch will ich's nachgestalten,
Versagt die Kraft, als sollt' ich mich verzehren.

So ist mir, ach! entschwunden,
Worin ich Trost gefunden.

Dem Kind gleich, das sich mühet,
Des Zügleins Band zu brechen,
Und doch des Worts entbehrt zu seinem Leide,
So drängt es mich und ziehet
Mich immerdar, zu sprechen
Zu meiner süßen Feindin, eh' ich scheide. —
Hat sie an sich nur Freude,
Und wenn von andern Dingen
Nichts bei ihr findet Gnade,
So höret ihr's, Gestade,
Und leihet meinen Seufzern mächt'ge Schwingen,
Bis alle Welt gewahret,
Wie freundlich ihr mir waret!

So schöne Füße nimmer
Betraten je die Erde,
Als die einst ihre Spur euch hinterließen;
Drum kehr' ich jammernd immer
Mit klagender Gebärde,
Euch meines Herzens Tiefen zu erschließen.
O, daß von ihren Füßen
Ich säh' die leisen Tritte,
Wo Halm' und Blumen weben,
Daß ich mein Jammerleben
Weinend zur Ruhe brächt' in ihrer Mitte!
Doch sucht, wie's ihm beschieden,
Das zage Herz den Frieden.

Es hat, wohin ich blicke,
Sich milder Glanz ergossen,
Denk' ich: hier war ihr reizend Licht zu sehen!
Wann Blum' und Halm ich pflücke,
Scheint alles mir entsprossen
Dem Boden, wo sie zwischen Fluß und Höhen
Gewohnt einst war zu gehen,
Und oftmals sich im Grünen
Ein Plätzchen auserkoren.
Nichts geht mir des verloren;
Und schlimm fürwahr, hätt' es nicht bloß geschienen!
Welch Heil muß in dir wohnen,
Kannst du so herrlich lohnen!

Wie rauh doch bist du, meine arme Kleine! —
Auch du wirst's also finden;
Drum bleib' in Waldesgründen!

108.

Ihr klaren, frischen Wogen,
Die mild die schönen Glieder
Der einz'gen, die mir Herrin scheinet, kühlten!
Ihr Zweige, zart gebogen, —
Mit Seufzen denk' ich's wieder —
Die stützend ihren holden Körper hielten!
Ihr Blüten, die ihr spielten
Ums leichte Kleid, sich schmiegten
Dem Engelbusen leise!

O heil'ge Luft im Kreise,
Wo schöner Augen zwei mein Herz besiegten!
Vernehmt all', was ich sage,
Vernehmt die letzte schmerzensvolle Klage! —

Ist's einmal mir beschieden,
Des Himmels Schluß und Wille,
Daß dieses Herz in Liebesweh ersterbe,
So finde ein'gen Frieden
Bei euch die schwache Hülle;
Die Seele suche nackt ihr Haus und Erbe!
Der Tod ist minder herbe,
Wenn zu dem dunkeln Orte
Die Hoffnung mit mir ziehet.
Denn nimmer doch entfliehet
Der matte Geist in ruhigerem Porte,
Noch je in stillern Thalen
Seinen Gebeinen, abgemüht in Qualen.

Vielleicht noch kommt die Stunde,
Wo an gewohnter Stelle
Das schöne sanfte Wild sich wird ergehen,
Und sehnend in der Runde
Mich suchen, an der Quelle,
Da sie am heil'gen Tage mich gesehen,
Und wird — könnt' ich's erflehen! —
Wenn Staub sie unter Steinen
Mich sieht, von Lieb' umfangen,
So süß in Seufzern bangen,
Daß mir des Himmels Gnade muß erscheinen;

Ja wird ihn ganz bekehren,
Trocknet sie mit dem Schleier ihre Zähren.

Es sank aus schönen Zweigen —
Mit Wonne denk' ich's immer —
Herab auf ihren Schoß ein Blütenregen.
Mit demutvollem Schweigen
In all' der Glorie Schimmer
Saß überdeckt sie von dem Liebessegen.
Die um den Saum sich legen,
Die blondem Haar sich fügen,
Das lichtes Gold mir dünkte,
Drin Perl' an Perle blinkte;
Zur Erde die, auf Wellen jene fliegen;
In schwebendem Getriebe
Umkreisend rufen die: Hier waltet Liebe!

Wie oft sprach ich voll bangen
Erstaunens da: „In Wahrheit
Sie stammt aus paradiesischem Gefilde!"
So hatte mich befangen
Des Leibes Himmelsklarheit,
Ihr Aug', ihr Wort und ihres Lächelns Milde,
Und von dem wahren Bilde
Mich also abgeschieden,
Daß drob ich rief beklommen:
Wie bin hieher ich kommen? —
Im Himmel dünkt' ich mich, nicht mehr hienieden.
In diesen Blumengründen,
Sonst nirgend, kann seitdem ich Ruhe finden.

Wär' dir der Schmuck, Canzone, den du wünschest,
Du könntest sonder Zagen
Aus Waldesdunkel in die Welt dich wagen.

109.

Wohin mich Amor spornet, daß ich gehe,
Muß sich mein schmerzenvolles Lied auch wenden,
Dem trüben Herzen folgsam und ergeben.
Womit ach! soll's beginnen? womit enden?
Wie oft er mit mir spricht von meinem Wehe,
Sein wirres Wort kann nicht die Zweifel heben.
Doch will ich, was von meinem Jammerleben
Mit eigner Hand er mir ins Herz gegraben,
Wie ich es oft mir wiederhol', erzählen,
Weil Qualen minder quälen
Und unsre Seufzer Waffenruhe haben,
Wenn wir sie nicht verhehlen.
Ich sag': ob tausend Dinge mir erscheinen,
Doch seh' ich stets die Reize nur der einen.

Jetzt, da mich meines Schicksals arger Wille,
Des stolzen, unerbittlichen und kalten,
Von meinem größten Gut auf Erden scheidet,
Kann die Erinnrung nur mich aufrecht halten.
Drum, wann die Erd' in jugendlicher Fülle
Von neuem sich mit frischem Grün bekleidet,
Seh' ich, wie einst an ihm ich mich geweidet,
Das Mägdlein, nun zum hohen Weib entfaltet.

Wann brennend drauf die Sonne höher steiget,
Seh' ich, wie sich erzeiget
Der Liebe Flamme, die im Herzen waltet.
Doch wenn das Jahr sich neiget
Und drob die Tage, die verkürzten, klagen,
Dann seh' ich sie gelangt zu reifern Tagen.

Zur Zeit, wo beßre Sterne Kraft gewinnen,
Die Kälte fliehet und in frischem Schimmer
Sich Blatt und Veilchen ihrer Hüll' entrungen,
Seh' ich das Grün nur und die Veilchen immer
Mit denen einst bei meines Kriegs Beginnen
Amor, wie jetzt, gerüstet, mich bezwungen,
Und jene Rinde, die so hold umschlungen
Den süßen Leib, die kindlich zarten Glieder,
Drin seinen Sitz der edle Geist genommen,
Vor dem mir unvollkommen
Das Best' erscheint. — So denk' ich immer wieder
Der Demutvollen, Frommen,
Der Knospe, vor den Jahren aufgeblühet,
Von der mein Weh entstand, vor der es fliehet.

Seh' zarten Schnee ich fern auf Bergen leuchten
Im Sonnenstrahl, dann, wie dem Glanz des Lichtes
Der Schnee, so muß der Lieb' ich unterliegen,
Denk' ich des mehr als menschlichen Gesichtes,
Deß' Reize fernher mir das Auge feuchten,
Doch nah es blenden und das Herz besiegen,
Wo zwischen Weiß und Gold in ihren Zügen
Sich jene Zauber immerdar mir zeigen,
Die, keinem Blick, als meinem, aufgegangen,

Mit glühendem Verlangen,
Wenn unter Lächeln ihre Seufzer steigen,
Also mein Herz befangen,
Daß solche Sehnsucht nun und nimmer endet,
Kein Winter sie verlöscht, kein Sommer wendet.

So oft durch heitre Lüft' ich sahe blitzen
Nach nächtgem Guß der Wandelsterne Schimmer,
Wann über Tau und Reif die Lichter flogen,
Hatt' ich vor mir des holden Auges Flimmer,
Auf das sich will mein schwankes Leben stützen,
Wie einst ich's sah vom Schleier überzogen.
Und wie von seinem Strahl des Himmels Bogen
Damals erglänzte, seh' ich's noch getränket
In Thränen funkeln; drob ich immer glühe.
Im Sonnenglanz der Frühe
Seh' ich das Licht, das Lieb' ins Herz mir senket,
Und sinkt er, ist's, als fliehe
Auch dieses, andern Orten zuzufliegen,
Im Dunkel lassend den, dem es entstiegen. —

Wann weiße Rosen irgendwo mit roten
In goldnen Aeschen bei einander stehen,
Von jungfräulichen Händen zart gepfleget,
Mein' ich, ihr lieblich Angesicht zu sehen,
Das jedes andre Wunder überboten
Durch drei Vortrefflichkeiten, die es heget:
Ein blond Gelock, um einen Hals geleget,
Vor dem die Milch selbst ihren Glanz verlieret,
Und Wangen, die mit holder Glut sich schmücken.
Doch wann ein West den Blicken

Vorüber weiß' und gelbe Blüten führet,
Denk' ich gleich mit Entzücken
Des Orts und Tags, da flatternd ich erkannte
Die goldnen Locken und so schnell entbrannte.

Als wollt' ich nennen all der Sterne Zahlen,
In klein Gefäß das Meer zusammenschichten,
Nicht anders wär' es, wollt' auf enger Seite
Ich weiter so nach Herzenslust berichten,
Wie sie, der Frauen Blüt', in tausend Strahlen,
In sich bestehend, rings ihr Licht verbreite,
Daß, wo ich wandele, sie mich begleite.
Nie ließ ich auch von ihr; und ob ich flöhe,
Säh' ich allorts den Weg mir abgeschnitten,
Weil ich auf allen Tritten,
Mir zum Verderben, sie vor Augen sähe.
So folgt sie meinen Schritten,
Daß keine Andr' ich seh', noch sehen möchte,
Noch andern Namens seufzend je gedächte.

Du weißt, Canzone, daß die reichste Sprache
Schwach für der Liebe heimlich=süße Wonnen,
Die mir das Herz so Tag als Nacht durchbeben,
Von deren Schutz umgeben
So langem Kampf bis hieher ich entronnen.
In Thränen wär' mein Leben
Vorlängst ob meines Herzens Flucht verschwommen;
Von da nur ist des Tod's Verzug mir kommen.

110.

Von Bild zu Bild, von Berg zu Berg in Eile
Führt Liebe mich; denn an betretner Stelle
Fühl' ich weit andres, als der Seele Frieden.
Nur zwischen zweien Höh'n, in stiller Weile,
Im Schattenthal am Bach, an einer Quelle
Beruhigt sich das zage Herz hienieden.
Wie Lieb' es ihm beschieden,
Lacht es und weint und hofft und bangt im Wehe;
Das Antlitz, stets ihm folgend als Begleiter,
Ist trübe nun, dann heiter,
Daß nimmer es sich gleicht; und wer es sähe
Und solches kennt, „der glühet," würd' er sagen,
„Und weiß nicht, soll er hoffen oder zagen."

Auf Bergeshöh'n, in rauher Wälder Mitte
Find' ein'ge Ruh' ich; todfeind meinem Herzen
Ist jeder Ort, wo Menschen ich erfrage.
Gedanken kommen mir bei jedem Schritte
An meine Herrin, die als Spiel die Schmerzen
Belächelt, die für sie ich innen trage.
Und wie ich drob auch klage,
Vertauscht ich kaum solch bittersüßes Treiben.
„Vielleicht," sprech' ich, „denkt Amor, aufzuheben
Dich für ein bess'res Leben;
Dir selbst verhaßt, wirst andern wert du bleiben!" —
Und seufzend frag' ich dann im Weitergehen:
„O wird es je, und wie, und wann geschehen?"

Wo Berg' und hohe Pinien Schatten breiten,
Da ruh' ich, und gleich auf dem nächsten Steine

Mal' ich ihr schönes Antlitz in Gedanken.
Zu mir gewandt dann, seh' ich Thränen gleiten
Mir auf die Brust. „Wohin," ruf' ich und weine,
„Kamst, Armer, du, entrückt der Wahrheit Schranken?" —
Kann aber sonder Wanken
Ich irren Sinns am ersten Bilde hangen,
Wenn, mein vergessen, dann ich sie nur sehe,
Fühl' ich der Liebe Nähe
Und segne froh den Wahn, der mich befangen.
So oft erblick' ich sie, so schön, daß währte
Die Täuschung nur, ich andres nicht begehrte.

Ich sahe sie — wer glaubt, was ich verkünde? —
Wohl oft in klarem Quell, auf grünen Matten,
In Silberwölkchen und in Buchenzweigen,
So wunderschön, daß Leda wohl gestünde,
Der Tochter Schönheit steh' vor ihr im Schatten
Wie Sterne, wenn der Sonne Strahlen steigen.
Je öder rings das Schweigen,
Je wilder mich des Waldes Nächt' umweben,
So schöner malt sich mein Gedanke drinnen.
Scheucht Wahrheit dann von hinnen
Den süßen Irrtum, sitz' ich ohne Leben,
Kalt auf lebend'gem Steine, selbst versteinet,
Gleichwie ein Mensch, der sinnt und schreibt und weinet.

Bald drängt zu einer freiern, offnern Höhe,
Auf die nicht andrer Berge Schatten fallen,
Mich aufwärts ein gewaltiges Verlangen;
Dann meſſ' ich mit dem Blick mein ganzes Wehe,

Und allgemach in Thränen niederwallen
Des Grames Wolken, die mein Herz umfangen,
Denk' ich, wie mir's ergangen,
Wie viel der Luft mich trennet von der Süßen,
Die mir so nah und fern. In meinem Sinne
Leis, leis' ich dann beginne:
„Was weißt du, Armer? Dort vielleicht auch fließen
Thränen, daß du so weit dich wegbegeben!"
Und der Gedanke gibt mir neues Leben.

Dort, jenseit jener Alpen,
Canzone, wo der Himmel heitrer lächelt,
Wirst du mich wiedersehn, am Silberbache,
Wo unterm Blütendache
Ein süßer Duft aus Lorbeerzweigen fächelt;
Dort ist mein Herz und sie, die mir's genommen;
Hier kannst du nur mein Bild zu sehn bekommen.

111.

Nun, da der Weg der Gnaden mir verwehret,
Wandl' ich fernab von jenen Augen, denen
Ein Gott den Lohn für all' mein treues Sehnen
Vertraut, zu der Verzweiflung Pfad gekehret.

Mit Leid nähr' ich mein Herz, wie es begehret,
Erzeugt zum Weinen, leb' ich nur von Thränen,
Und klage nicht, weil mehr, als manche wähnen,
In solchem Stand die Thräne Lust gewähret.

Und nur an einem Bild hang' ich hienieden,
Nicht von Praxiteles, Zeuxis und Phidias,
Von einem bessern Meister ausgeführet.

Welch Scythien schützt mich, welch Versteck Numidias,
Wenn, nicht mit unverdientem Bann zufrieden,
Auch so verborgen, mich der Neid erspüret?

112.

So neuer Art würd' ich von Liebe künden,
Daß Tags ich zwänge tausendmal zu stöhnen
Die Felsenbrust, ein tausendfältig Sehnen
In dem erstarrten Herzen würd' entzünden;

Verfärbt würd' ich das schöne Antlitz finden,
Mitleidiger den Blick, getaucht in Thränen,
Wie solche pflegen, die um eignes Wähnen
Und fremde Schmach vergebens Reu' empfinden;

Säh' rote Rosen, die in Schnee'e weben,
Vom Hauch bewegt, das Elfenbein enthüllen,
Das den zu Marmor macht, der's nah gewahret,

Und alles das, warum im kurzen Leben
Ich nicht verzweifle, ja um dessentwillen
Ich stolz mich seh' für letzte Zeit bewahret.

113.

Ist's Liebe nicht, was ist's denn, was ich trage?
Ist's Lieb', um Gott! was ist denn diese eben?
Ist's gut, wie mag es Tod und Schmerzen geben?
Ist's bös, warum so süß dann jede Plage?

Glüh' ich freiwillig, wo denn her die Klage?
Ist's wider Willen, was denn frommt mein Beben?
O freudenreiches Weh, o Tod voll Leben,
Was gibt die Macht dir, wenn ich ja nicht sage?

Und sag' ich ja, so klag' ich nicht mit Rechte.
Bei widerwärt'gem Wind, auf morschem Kahne
Treib' ohne Steuer ich durch offne Fluten,

So leicht an Wissen und so voll von Wahne,
Daß selber ich nicht weiß, was gern ich möchte,
Im Winter glüh', und beb' in Sommers Gluten.

114.

Zum Ziel vor Pfeilen macht mich mein Verlangen,
Zu Wachs in Glut, zu Schnee auf Sonnenhöhen
Zu Nebel vor dem Wind; von langem Flehen
Bin ich schon heiser, und Ihr laßt mich bangen.

Aus Eurem Blick die Todespfeile drangen,
Wogegen weder Zeit noch Ort bestehen;
Von Euch nur kommt (was Euch ein Spiel, zu sehen)
Glut, Sonn' und Wind; drum ist mir's so ergangen.

Gedanken sind die Pfeil', Antlitz der Sonne,
Die Sehnsucht Glut. Mit solchen Waffen ritzet
Zugleich mich Lieb' und blendet und vernichtet.

Der englische Gesang, der Rede Wonne
Nebst süßem Hauch, wovor kein Ding mich schützet,
Sie sind die Luft, vor der mein Leben flüchtet.

115.

Nicht Frieden findend, nicht im Kriegesstande,
Fürcht' ich und hoffe, schaudr' ich und erwarme,
Flieg' himmelan und haft' am Erdenrande,
Umfasse nichts, wenn ich die Welt umarme.

Mich schlug, der öffnet nicht noch schließt, in Bande,
Der mich nicht mag und frei nicht läßt die Arme;
Der mich nicht tötet, noch erlöst der Schande,
Nicht leben läßt, noch mich entnimmt dem Harme.

Ich seh' ohn' Augen, ohne Zung' ich flehe,
Muß Untergang und Hilfe gleich ersehnen;
Ich hasse mich, andrem in Lieb' ergeben,

Zehre von Schmerz und lächle unter Thränen,
Gleich mißbehagt mir Sterben so als Leben.
Um Euch, o Herrin, trag' ich solches Wehe.

116.

Je seltsamer gestaltet
Ein Wesen fremden Zonen wohnet inne,
In um so vollerm Sinne
Gleicht's mir. So weit ach! hab' ich mich verloren! —
Dort an des Morgens Thoren
Ein Vogel fleugt, der, ferne von Genossen,
Aus Tode, frei beschlossen,
Zum Leben neu erstanden, sich entfaltet.
So einsam hier auch waltet
Mein Wille, so auch schwingt er von der Zinne
Erhabener Gedanken sich zur Sonnen,
Wird dann, in Staub zerronnen,
Wie jener, was er war im Anbeginne;
Brennt, wie der Phönix, stirbt, regt sein Gefieder
Und lebt nun wieder, ganz wie er, und schaltet.

Ein Fels soll sich erheben
Im ind'schen Meere, der, von Lust entzündet,
Eisen dem Holz entwindet,
Daß Kiel und Mast zertrümmert untergehen.
So ist auch mir geschehen
Auf bittrer Thränen Flut; mit stolzem Zwange
Zu sicherm Untergange
Hat ach! der schöne Fels geführt mein Leben.
Ihm ward zum Raub gegeben
Mein Herz, das mich, sonst fest und stark begründet,
Beisammenhielt, der ich nun ganz zerstöret,
Ihm, der sonst Stahl begehret,
Nicht Fleisch! — O hart Geschick, daß ich, entzündet,

Im Fleisch lebend'gem, freundlichem Magnete
Mich früh und späte seh' dahingegeben!

In Westens fernsten Auen
Soll ein so zahmes Wild und sanftes weiden,
Wie keines sonst; doch Leiden
Und Schmerz und Tod ihm in den Augen wohnen;
Nur den mag es verschonen,
Der seinen Blick, vom Aug' hinweggewendet,
Mit Vorsicht nach ihm sendet:
Das andre kann man sehen ohne Grauen.
Ich Armer voll Vertrauen
Renn' in mein Weh, obwohl ich weiß von beiden,
Dem, was ich trug, und was mir noch zu tragen;
Doch reißt ein blind Behagen
Mich fort, daß weil ich nicht den Blick kann meiden
Den heiligen, mir Untergang muß kommen
Vom Wild, dem frommen, Engeln gleich zu schauen.

An wunderbarer Stelle,
Fern an des Mittags Grenzen quillt ein Bronnen;
Sein Nam' ist: Quell der Sonnen.
Zur Nachtzeit siedend, ist er kalt bei Tage,
Und — also geht die Sage —
Wird, wie die Sonne steigt, gemach zu Eise.
Das ist auch meine Weise,
Der ich der Thränen Sammelort und Quelle.
Ich glühe, flieht die Helle
Des Lichts, das meine Sonn'; es weint, umsponnen
Von Nacht, mein Aug', allein und trüb' im Dunkel;
Doch kann ich im Gefunkel

Und Golde des lebend'gen Lichts mich sonnen,
Fühl' alles ich von außen und von innen
Zu Eis gerinnen, gleich der Wunderwelle.

Auch an Epirus' Strande
Vergleicht ein kalter Quell sich meinem Herzen,
Der die erloschnen Kerzen
Entflammt, und auslöscht, die er brennend findet.
So ich, der nie entzündet
Zuvor mich fühlte von der Liebe Walten,
Sobald ich jener Kalten,
Um die ich seufze, nahte, mir zur Schande,
Stand gleich in vollem Brande.
Nie sahen Sonn' und Sterne solche Schmerzen,
Der Jammer hätt' ein Herz von Stein erbarmet;
Doch kaum, daß ich erwarmet,
Beschwor Vernunft die heiße Flamm' im Herzen.
So macht sie oftmals kalt und wieder heiß es, —
Ich fühl' und weiß es, zürnend solchem Stande.

In fernem Meere baute
Natur Fortunens Inselreich; da liegen
Zwei Quellen. Lachend fügen
Dem Tod sich, die der eine tränkt; daneben
Quillt aus dem andern Leben.
So mein Geschick; denn lachend könnt' ich scheiden
Im Uebermaß der Freuden,
Ermäßigten sie nicht des Schmerzes Laute.
O Liebe du, Vertraute,
Die du zu dunklem Ruhm mich führst, — geschwiegen
Sei jetzt von jenem Quell, dem ewig vollen,

Dem reichre Adern rollen,
Tritt in den Stier die Sonne. So versiegen
Nie meine Thränen und entquellen stärker
Zur Zeit dem Kerker, wo ich Laura schaute.

Fragt wer, was ich erlesen,
Canzone, sprich: dort weilt er unter'm Steine
Im engen Thal, draus sich die Sorga windet,
Wo Amor nur ihn findet,
Der keinen Fuß breit je ihn läßt alleine,
Und Einer Bild, um die er klagt und leidet,
Um die er meidet jedes andre Wesen.

117.

Amor, der mir im Herzen lebt und waltet,
Und drinnen seinen höchsten Thron empfangen,
Gewappnet kommt er oft auf meine Wangen,
Hält da gelagert sein Panier entfaltet.

Sie, die mich lehrt, wie Lieb' und Leid gestaltet,
Und will, daß Scham, Vernunft und scheues Bangen
Die Hoffnung zügle und mein heiß Verlangen,
Zürnt bei sich selbst der Glut, die nie erkaltet.

Zum Herzen fliehet Amor da voll Grauen
Und weint und bebt und läßt sein Thun und Sinnen
Und birgt sich da und ist nicht mehr zu schauen.

Was kann, ihn fürchtend, andres ich beginnen,
Als bis zuletzt mich ganz ihm anvertrauen?
Wer schön in Liebe stirbt, geht schön von hinnen.

118.

Wie manchmal Schmetterling' in warmen Tagen,
Des Lichts gewohnt, zu thörichtem Vergnügen
Andern vor blinder Lust ins Auge fliegen,
So daß sie selber sterben, andre klagen;

So werd' ich stets ins Flammenlicht getragen
Der Augen, drin so große Reize liegen,
Daß Liebe zagt, sich der Vernunft zu fügen,
Und der Verstand vom Willen wird geschlagen.

Und wohl zwar seh' ich, wie sie mich verschmähen,
Und weiß, daß ich dem Tode mich verschrieben,
Weil in dem Schmerz die Kraft nicht kann bestehen;

So schmeichelnd aber blendet mich mein Lieben,
Daß ich, statt eigner, wein' um fremde Wehen
Und blindlings werd' in meinen Tod getrieben.

119.

Zum süßen Schatten eilt' ich schöner Zweige,
Um zu entfliehn den unbarmherz'gen Strahlen,
Die mich entzündet aus dem dritten Himmel.
Und Liebesluft schon säuberte die Hügel
Vom Schnee, erneuend rings des Lenzes Tage,
Auf allen Höhen blühten Halm' und Aeste.

Und nimmer sah die Welt so zarte Aeste,
Nie schüttelte der Wind so grüne Zweige,

Als ich sie sah an jenem ersten Tage.
Drum, weil ich fürchtete die Glut der Strahlen,
Erkor ich nicht die Schatten mir der Hügel,
Vielmehr den Baum, den höher hält der Himmel.

Ein Lorbeer schützte nun mich vor dem Himmel.
Wohl oft im Sinne drum die schönen Aeste,
Durchirrt' ich Wälder seit der Zeit und Hügel,
Und nimmer fand ich irgend Stamm und Zweige,
Die, gleich geehret von des Himmels Strahlen,
Ihr Sein nicht änderten mit Stund' und Tage.

Beharrlicher drum stets von Tag' zu Tage,
Folgend dahin, wohin mich rief der Himmel,
Geleitet von so mild, als hellen Strahlen,
Sucht' ich ergeben stets die frühern Aeste,
So wann zerstreut am Boden sind die Zweige,
Als wann die Sonne grünen läßt die Hügel.

Wälder und Felsen, Auen, Ström' und Hügel,
Was ist, verfällt dem Wechsellauf der Tage;
Drum fleh' ich um Verzeihung jene Zweige,
Wenn ich nach vielen Jahren, die der Himmel
Vorüberführte, ließ die teuren Aeste,
Sobald ich sah des bessern Lichtes Strahlen.

So reizten anfangs mich die süßen Strahlen,
Daß ich mit Lust erstieg gar große Hügel,
Um nah' zu sehen die geliebten Aeste.
Doch Ort und Zeit und schnelle Flucht der Tage
Zeigen mir einen andern Weg zum Himmel,
Zu ernten Frucht, nicht Blüten nur und Zweige.

Wohl andre Lieb' und andere Zweig' und Strahlen
Und andern Himmel über anderm Hügel
Such' ich, weil's noch am Tag', und andre Aeste.

120.

Hör' ich so süß Euch sprechen und erzählen,
Wie's Amor nur den Seinen gibt, gleich fange
Ich an, zu glühn in meines Herzens Drange,
Daß es entflammen müßt' erloschne Seelen.

Dann will die schöne Herrin auch nicht fehlen;
Ich seh' sie nahen, hold in Blick und Gange,
Die oftmals mich, statt mit der Glocken Klange,
Mit Seufzern wecken und den Schlaf mir stehlen.

Ihr Haar seh' ich im Wind zerstreut; sie kehret
Sich um nach mir, und also zieht sie drinnen
Im Herzen ein, als die den Schlüssel führet.

Das Uebermaß nur des Entzückens wehret
Der Zung' und weiß den Mut nicht zu gewinnen,
Laut zu verkünden, wie sie drin regieret.

121.

So freundlich sah ich nie die Sonne walten,
Wann rings umher die Nebel sich verzogen,
Nach Regen nie des Himmels bunten Bogen
So viele Farben in der Luft entfalten;

Wie ich in Flammen, sah' sich umgestalten
Am Tag, der um die Freiheit mich betrogen,
Das Auge, dem (ich hab' es wohl erwogen)
Kein Ding auf Erden kann die Wage halten.

Ich sah', wie Amor in den Augen spielte,
So hold, daß seit ich solches drin gelesen,
Mir ist, als ob sonst alles dunkel wäre.

Ich sah' ihn, mein Sennuccio, wie er zielte,
So daß seitdem ich sicher nicht gewesen,
Und doch, es immer neu zu sehn, begehre.

122.

Hin, wo versengt die Halm' im Strahl sich beugen,
Und wo, ihm trotzend, Schnee und Schollen ragen;
Dahin, wo mäßig wärmt der Sonne Wagen;
Wo ihre Strahlen sinken, wo sie steigen;

In Armut oder zu der Stolzen Reigen;
Zu heitrer Luft, zu Nebeln hingetragen;
In stiller Nacht, in lang' und kurzen Tagen,
In Jugendlenz und an des Lebens Neigen;

In Höll' und Himmel, nah= und fernen Landen;
In sumpf'gem Thalesgrund, auf Bergeshöhen;
Ein freier Geist und in des Leibes Banden;

Mit dunklem Namen und zu Ruhm ersehen,
Werd' ich bestehn, wie immer ich bestanden,
Fortseufzend, wie es fünfzehn Jahr' geschehen.

123.

O Seel', umstrahlt von Tugend und entzündet,
Um die so viel ich des Papiers verbrauche!
Du reines Haus von jedem frommen Brauche!
O Turm, in hoher Stärke fest begründet!

O Flamm', o Rosen, zartem Schnee verbündet,
Drin ich mich spiegle, wie zum Bad mich tauche!
O Luft, die meinen Flug mit sanftem Hauche
Zum Antlitz trägt, des Glanz nicht zweites findet!

Von Eurem Namen, wenn so weit verstanden
Ich würde, sollte Bactrien erklingen,
Don, Thule, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.

Nun aber ich ihn nicht vermag zu bringen
Der ganzen Welt, tön' er den schönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umkreist und Alpe.

124.

Der Wille, der mich mit zwei feur'gen Sporen
Und einem harten Zügel lenkt und leitet, —
Wenn manchmal das Gesetz er überschreitet,
Daß ich zu ein'ger Freude sei erkoren,

Trifft er auf eine, die, was drin geboren,
Kühnheit und Furcht, liest auf der Stirn gebreitet,
Und siehet Amor, der ihn streng bedeutet,
Aus Augen blitzend, die in Glut verloren.

Dann gleicht er einem, der vor Jovis Strahlen,
Des Zürnenden, die Flucht ergreift betroffen,
Weil groß Befürchten zügelt groß Verlangen;

Doch oft, wann kühle Flamm' und banges Hoffen
Der Seele, wie durch Glas, sich außen malen,
Strahlt neue Huld auf ihren süßen Wangen.

125.

Nicht Etsch, Tessin, Po, Arno, Var und Tiber,
Nil, Tigris, Hermus, Indus, Phrat und Ganges,
Alpheus, Ister, Don, noch, kräftigen Ganges,
Rhon', Elbe, Seine, Rhein, Eur', Hebrus, Iber,

Nicht Epheu, Tann' nnd Pinie kühlt mein Fieber,
Wacholder nicht mein Herz, mein glühend=banges,
Wie Bächlein thut, das mitweint gleichen Dranges,
Und Bäumlein, das ich singe lieb' und lieber.

Die eine Zuflucht find' ich, seit begonnen
Amor den Kampf, drin nimmer darf ermatten
Mein Leben, das so schnellen Laufs verronnen.

Drum, schöner Lorbeer, wachs' auf Ufers Matten;
Und, was sein Pflanzer Freudiges ersonnen,
Schreib' er beim Laut des Bachs im süßen Schatten.

126.

Von Zeit zu Zeit ist minder streng zu schauen
Ein süßes Lächeln, englisches Gebilde,
Das Antlitz leuchtet milde,
Und holde Augen wecken mindres Grauen.

Was müssen denn noch Seufzer mich begleiten,
Die einst, erzeugt aus Wehen,
Von außen ließen sehen
Mein banges und verzweiflungsvolles Leben? —
Trifft's, daß die Blick' einmal nach jenen Weiten,
Das Herz zu sänft'gen, spähen,
Scheint Amor nah zu stehen,
Mein Recht zu wahren, Hilfe mir zu geben;
Doch ist der Kampf drum nicht geendigt eben,
Noch nicht das Herz befreit von allem Bangen;
Denn stärker loht Verlangen,
Je mehr die Hoffnung festigt mein Vertrauen.

127.

Was thust, was denkst du, Geist? Wird's Friede geben?
Kommt Ruhe je? Wird ewig Krieg geführet?
„Weiß nicht, was wird; doch das hab' ich gespüret,
Nicht freut ihr Auge unser Jammerleben."

Was hilft's, will sie mit diesem Aug' uns weben
Im Sommer Eis und Flammen, wann es frieret! —
„O sie nicht will's; der thut's, der sie regieret." —
Gleichviel! Sie sieht's und schweigt doch, still ergeben. —

„Wohl manchmal schweigt die Zung', und drin im Herzen
Klagt's laut; von außen freudig zu gewahren,
Weint's innen, wo kein anderer es schauet.“ —

Mit allem dem wird das Gemüt der Schmerzen
Nicht ledig, die sich sammeln drin und scharen,
Weil Elend großer Hoffnung nicht vertrauet.

128.

Aus schwarzen, wild durchstürmten Wellen flüchtet
Kein Schiffer, um dem Hafen zuzuschwanken,
Wie ich aus freudlos-düsteren Gedanken,
Wohin mich große Sehnsucht spornt und richtet.

Nie ward ein sterblich Auge so vernichtet
Von Himmelsglanz, wie mein' ich fühlt' erkranken,
Als sie den Strahl des milden Blickes tranken,
Drin Amor seine Pfeile schärft und lichtet.

Geköchert seh' ich ihn, nicht mit der Binde,
Ein Kind mit Flügeln, nicht gemalt, — lebendig;
Außer was Scham verhüllt, mit nacktem Leibe.

Was vielen dunkel, zeigt er mir inwendig,
Daß Teil für Teil im schönen Aug' ich finde,
Was ich von Liebe red', und was ich schreibe.

129.

Dies fromme Wild, mit Tiger-, Bärensinne,
Mit eines Engels Leib' und Menschenwangen,
Kreist zwischen Freud' und Weh, Hoffnung und Bangen
Mich so, daß festen Stand ich nie gewinne.

Wenn seinen Fängen ich nicht bald entrinne
Von Ungewißheit fort und fort befangen,
Vergeh' ich, Amor! denn zum Herzen drangen
Die süßen Gifte schon; ich ward des inne.

Die Kraft, hinfällig, wie sie ist, und wankend,
Trägt nicht den Wechsel mehr von Leid und Freuden,
In einem Nu von Glut zu Kälte schwankend.

Durch Flucht hofft sie zu enden ihre Leiden,
Von Stund' an Stunde mehr und mehr erkrankend;
Denn nichts kann, wer vom Leben nicht kann scheiden.

130.

Ans kalte Herz geht, heiße Seufzer! Brechen
Sollt ihr das Eis, das Mitleid nicht bezwinget!
Mag, wenn zum Himmel sterblich Flehn sich schwinget,
Gnad' endlich oder Tod mein Leid besprechen!

Süße Gedanken, geht, um dort zu sprechen
Von dem, wohin der schöne Blick nicht dringet!
Und wenn ihr Stolz, mein Stern ein andres bringet,
Wird Hoffnung mir und Wahn zugleich gebrechen.

Wohl könnt ihr, wenn auch unbedingt nicht, sagen,
Daß, wie ihr Zustand friedsam ist und heiter,
So unsrer dunkel, ruhlos und voll Zagen.

Geht sicher nun! Amor ist euch Begleiter!
Und darf die Lust nach meiner Sonn' ich wagen
Zu deuten, trifft mich wohl kein Unglück weiter.

131.

Himmel, Gestirn' und Elemente gaben
Wetteifernd jede Mühe sich, zu bauen
Ein lebend Licht, in welchem sich beschauen
Sonn' und Natur, die sonst nichts Gleiches haben;

Ein neues Werk, so reizend, so erhaben,
Daß ird'sche Blicke sich zu ihm nicht trauen;
So scheinet Amor Süß' und Huld zu tauen
Aus schönem Aug' in unermessnen Gaben.

Die Luft, durchzückt von diesem holden Schimmer,
Entbrennt von Sittsamkeit, daß, wie ich's funden,
Ich nimmer sagen kann und denken nimmer.

Gemeines Sehnen wird da nicht empfunden,
Nur das der Ehr' und Tugend. Wann doch immer
Hat Schönheit niedre Gier so überwunden?

132.

Wie Zeus auch eiferte, den Blitz zu schwingen,
Und Cäsar brannte, seinen Feind zu schlagen,
Doch müßten sie gerührt dem Zorn entsagen,
Und Mitleid jedem seine Waff' entringen; —

Sie weinte, und mein Herr ließ es gelingen,
Daß ich sie sah und hörte ihre Klagen,
Mir Leid zu häufen und der Sehnsucht Plagen,
Und grausam Mark und Bein mir zu durchdringen.

Es malte Amor mir das süße Weinen,
Ja, grub es ein, und ließ in Herzens Grunde
Die holden Wort' in Demant wie versteinen,

Wohin mit Schlüsseln, kunstreich=fest, zur Stunde
Er oft noch kehrt, und außen läßt erscheinen
Mit schweren Seufzern seltne Thrän' im Bunde.

133.

Ich sah auf Erden Engelsitte schalten
Und Himmelsschönheit, sondergleichen beide,
Daß die Erinnrung Schmerz mir gibt und Freude;
Denn, was ich seh', sind Schatten, Traumgestalten.

Ich sah zwei Augen thränen, deren Walten
Die Sonne tausendmal erfüllt mit Neide,
Und hörte Wort', erpreßt von schwerem Leide,
Die Berg' aufregen, Ströme könnten halten.

Lieb', Einsicht, Mut und Schmerz und mildes Neigen
Zu süßem Einklang weinend sich umfingen,
Wie keinen je die Erde hörte steigen.

Der Himmel horchte still dem holden Klingen,
Daß sich kein Blättchen regt' in allen Zweigen;
So süße Laute durch die Lüfte gingen.

134.

Der immer herbe Tag, den stets ich ehre,
Grub mir sein Bild ins Herz in solcher Weise,
Daß kein Verstand, kein Stil ist, der es preise,
Wiewohl im Geist ich oft nach ihm mich kehre.

Ihr Thun, geschmückt mit jeder Huld und Hehre,
Und ihre Klagen, bitter=süß und leise,
Ließen mich zweifeln, ob des Himmels Kreise
Ein irdisch oder göttlich Weib verkläre.

Das Haupt rein Gold und warmer Schnee die Wangen,
Sterne die Augen unter Brau'n von Eben,
Wo Amor spannte — nicht umsonst — die Sehne;

Perlen und rote Rose drin gefangen
Die Schmerzen schön' und glühe Worte weben,
Die Seufzer Flammen und Kristall die Thräne.

135.

Wohin mein lasses Aug' ich richt' und wende,
Den Drang zu sänftigen, der es regieret,
Find' ich, der schöne Herrin vor mir führet,
Daß meine Sehnsucht grünend bleib' ohn' Ende.

Dann ist's, als ob sie holden Schmerz empfände
Und Mitleid, wie es edle Herzen rühret.
Den Ohren auch erdichtet er und zieret
Lebend'gen Wortes, frommer Seufzer Spende.

Amor und Wahrheit mußten selbst gestehen,
Daß, was ich sah, war Schönheit sondergleichen,
Nie sonst gesehen unter Sternenhöhen;

Daß nie gelauscht so frommen, wonnereichen
Worten die Welt, noch Thränen je gesehen
So schön die Sonn' aus schönen Augen schleichen.

136.

In welchem Himmel, welcherlei Ideen
Fand die Natur das Muster, zu bereiten
So schön Gesicht, um hier uns anzudeuten,
Was droben sie vermöcht' in bessern Höhen?

Hat Nymphen wer im Bach, im Wald gesehen
Göttinnen Haar so lautern Goldes breiten?
Wann hegt ein Herz so viel der Herrlichkeiten?
Doch gibt das Ganze mir des Todes Wehen!

Nach Himmelsschönheit rings vergebens spähet,
Wer nie der Augen milden Blick ertragen,
Wann sie umher sie lieblich kreist und drehet.

Nicht weiß, wie Amor schlägt und heilt, zu sagen,
Wer es nicht weiß, wie süß vom Mund ihr gehet
Das Wort, wie süß ihr Lächeln und ihr Klagen.

137.

Amor und ich stehn wundernd, sie zu schauen,
Wie wer etwas Unglaubliches ersiehet,
Spricht oder lächelt sie, die, hold erblühet,
Allein sich selber gleicht, nicht andern Frauen.

Aus schönem Himmel ruhig heitrer Brauen
Flimmt so mein treues Sternenpaar und glühet,
Daß, wer da aus nach hohem Lieben ziehet,
Sich keinem andern Licht darf anvertrauen.

Welch' Wunder, wann, ein Blümlein, mitten innen
Sie unter Gräsern sitzt, die grünen Sprossen
Ihr weißer Busen drückt mit sanftem Drucke!

Wie süß, wann, von des Frühlings Schein umflossen,
Allein sie wandelt und in stillem Sinnen
Ein Kränzlein flicht dem krausen Gold zum Schmucke!

138.

O irre Schritt', o Wünsch', ihr wachen, schnellen,
O treu Gedächtnis, o du wildes Weben,
O schwaches Herz du, o du mächtig Streben,
O meine Augen, Augen nicht, nein Quellen;

O Zweig, der Stirnen Schmuck, der ruhmeshellen,
O einz'ger Preis zwiefacher Kraft gegeben,
O süßer Wahn, o mühevolles Leben,
Die ihr mich treibt durch Berg' und Uferstellen;

O schönes Aug', drein Amor hat geleget
Zügel und Sporn, womit er lenkt und treibet
Nach Lust, daß aller Widerstand vergebens!

O edle Seelen, die ihr Liebe heget,
Gibt's deren hier, und ihr, o Schatten, bleibet
Und sehet ach! den Jammer meines Lebens!

139.

Glücksel'ge Blumen, die zu vielen Malen
Die Herrin wandelnd beugt, o lichte Sprossen!
Ihr Höh'n, wo sich ihr süßes Wort ergossen,
Des schönen Fußes Spuren noch sich malen!

Geschlanke Bäum' und junge Zweig' in Thalen!
Violen, lieblich ihr und bleich erschlossen!
Du Schattenwald, von Sonnenlicht umflossen,
Das hehr und stolz dich macht mit seinen Strahlen!

O freundlich Ländchen! o du reine Welle,
Die du ihr badest Wang' und klare Sterne
Und dich ernährst von der lebend'gen Helle!

Wie neid' ich euch so Holdes, wann ich ferne!
Kein Felsen ragt bei euch, der auf der Stelle
Mit meinen Flammen nicht erglühen lerne.

140.

Amor, du kennst mein Denken all und Hoffen
Und schweren Weg, den du mich lehrtest gehen;
O komm, in meines Herzens Grund zu sehen,
Verhüllt den andern allen, dir nur offen!

Was, weil ich dir gefolgt bin, mich betroffen,
Du weißt's, und klimmst doch schnell von Höh' zu Höhen
Voran, und lässest unbemerkt mich stehen,
Der ich so matt durch steilen Pfad und schroffen.

Wohl seh' ich fern des süßen Lichtes Hehre,
Wohin du spornst und treibst auf rauhen Wegen;
Doch deiner Schwingen ich zum Flug entbehre.

Froh will ich sein bei aller Sehnsucht Regen,
Wenn ich gemach in Sehnen mich verzehre,
Und weiß, daß meine Klag' ihr nicht entgegen.

141.

Jetzt, da der Himmel schweigt und Erd' und Winde,
Vögel und Wild des Schlafes Zügel tragen,
Die Nacht im Kreise führt den Sternenwagen,
Das Meer sich ruhig streckt durch seine Gründe,

Wach' ich, glüh', sinn' und wein', und wo ich stünde,
Ist nah mein Feind mit seinen süßen Plagen;
Krieg ist mein Zustand, voll von Zorn und Zagen;
Nur, denk' ich *sie*, ich ein'gen Frieden finde.

So dringt aus einem hell lebend'gen Quelle,
Draus ich mich nähre, Süßigkeit und Herbe,
Und eine Hand gibt Heilung mir und Wunden.

Und weil mein Jammer nie gelangt zur Stelle.
Ersteh' ich tausendmal des Tags und sterbe;
So weit ach! hab' ich noch, um zu gesunden!

142.

So oft den weißen Fuß, von Huld umfangen,
Sie ehrbarlich durchs frische Gras beweget,
Scheint, was in Blumen sich, in Halmen reget,
Von ihren zarten Sohlen ausgegangen.

Amor, der nur nach Schönem trägt Verlangen,
Da seine Kraft nur zu erproben pfleget,
Hat ihr ins Aug' so warme Luft geleget,
Daß andres nicht mich locken kann noch fangen.

Und mit dem holden Blick, dem leichten Schweben
Stimmt schön ihr Wort voll Süßigkeit und Wonnen
Und ihr demütig, sanft bescheidnes Weben.

Von den vier Funken hat zum Teil begonnen
Die Glut, von der ich Flamme hab' und Leben,
Der ich ein nächt'ger Vogel in der Sonnen.

143.

Wenn Amor ihr gebeut, den Blick zu senken,
In einen Seufzer sammelt mit den Händen
Der Sehnsucht Hauch', als Wort sie zu entsenden,
Klar, lieblich, englisch, göttlich, kaum zu denken,

Fühl' ich mein Herz in Lust sich von mir lenken
Und Wünsche drin sich und Gedanken wenden;
Dann sprech' ich: „Möcht' es so doch mit mir enden,
Will mir so hehren Tod der Himmel schenken!"

Der Klang doch, der so süß die Sinne bindet,
Zügelt den Geist, bereit schon zu entschweben,
Durch große Lust nach solcher Laute Schöne.

So leb' ich, und so breitet denn und windet
Des Lebens Faden auf, der mir gegeben,
Diese des Himmels einzige Sirene.

144.

Ein süßes Wort, das Amor zu mir schicket,
Wie's längst zum Boten zwischen uns erlesen,
Meldet mir tröstend, daß er nie gewesen
Bereit, wie jetzt, zu dem, was mich beglücket.

Ich aber, der bald Lügen hab' erblicket
In seinem Wort, bald Wahrheit drin gelesen,
Glaube nur halb, kann Zweifels nicht genesen,
Und fühl' in Ja und Nein mein Herz zerstücket.

So fliehn die Jahr', und in des Spiegels Scheine
Seh' ich der Zeit mich nahen, die entgegen
Seinem Versprechen so als meinem Hoffen.

Mag sein, was kann; altr' ich doch nicht alleine,
Und mit den Jahren wechselt nicht mein Regen;
Vor kurzer Zeit nur bangt, die mir noch offen.

145.

Der Sehnsucht voll, durch die ich Feindschaft übe
All' anderm Sehnen und allein durchs Leben
Mich treib', hab' oft ich selbst mich aufgegeben,
Die suchend nur, der besser fern ich bliebe;

Dann seh' ich wandeln sie, so süß, so trübe,
Daß bang die Seel' erbebt, flugs zu entschweben;
So läßt der Seufzer Scharen sich erheben
Die schöne Feindin meiner und der Liebe.

Wohl seh' ich einen Mitleidstrahl ergossen
Zwischen erhabenen umwölkten Brauen,
Der mir das wehe Herz erhellt aufs neue.

Dann fass' ich mich; und bin ich nun entschlossen,
Ihr offen meinen Jammer zu vertrauen,
Ist des so viel, daß ich den Anfang scheue.

146.

Ihr Antlitz oft mit menschlich-holden Zügen
Hat mir nebst den Genossen Mut gegeben,
Mit ehrbar kluger Worte leisem Weben
Demütig meine Feindin zu bekriegen.

Doch läßt ihr Blick den Vorsatz bald verfliegen,
Weil in der Hand ihr mein Geschick, mein Streben,
Mein Glück, mein Weh, mein Tod so als mein Leben,
Durch ihn, der des allein die Macht hat, liegen.

Drum war ich nie so meiner Worte Meister,
Daß mich ein andrer, als ich selbst, verstünde;
So macht mich Amor heiser und verzaget.

Und wohl nun seh' ich, wie die Zungen binde
Entbrannte Lieb' und Seelen raub' und Geister.
Gering nur glüht, wer, wie er glühe, saget.

147.

Liebe gab freundlich-strengem Arm mich eigen,
Der schuldlos tötet, und die Schmerzen schalten,
Klag' ich, zwiefach. Drum, wie ich's stets gehalten,
Ists besser, sterben so in Lieb' und schweigen.

Vom Eis des Rheines müßten Flammen steigen,
Träf' ihn ihr Auge, Felsen könnt' es spalten,
Und ihrem Reiz gleicht so ihr stolzes Walten,
Daß ihr mißfällt, gefällig sich zu zeigen.

Nichts kann mit aller Einsicht je ich heben
Vom schönen Demant, der ihr Herz versteinet;
Das andr' ist Marmor, atmend, lebensrege.

Doch wird sie nie mit allem Widerstreben
Verwehren mir, wie finster sie erscheinet,
Daß Hoffnung ich und süße Seufzer hege.

148.

O Neid, der aller Tugend Fehde schwöret,
Und alles Schöne gern von je bestritten,
Wes Weges bist du in ihr Herz geglitten,
So still? mit welcher Kunst hast du's bethöret?

Mein Heil hast mit der Wurzel du zerstöret,
Zu glücklich ihr gezeigt mich, die mein Bitten,
Mein keusch-demütiges, sonst gern gelitten
Und nun mit Haß und Weig'rung, scheint es, höret.

Und wie sie auch mit unhold=strengem Handeln
Mein Glück beklag' und lache meiner Klage,
Kann der Gedanken keinen sie mir wandeln.

Ob tausendmal sie töt' an einem Tage,
Ich lieb' und hoff' auf sie doch sonder Wandeln;
Denn Amor tröstet, macht sie, daß ich zage.

149.

Seh' ich der schönen Augen heitre Sonnen,
Drin, der die meinen malt und netzt, verziehet,
Trennt müd' vom Herzen sich die Seel' und fliehet
Zu ihres Erdenparadieses Wonnen.

Wenn sie da Süß= und Herbes viel, umsponnen
Ringsum die Welt von Spinnenweben siehet,
Klagt sie bei sich und Amor, der sie mühet
Mit Sporn und Zaum, bald so, bald so gesonnen.

In solcher Gegensätze wirrem Spiele,
Nun eisig, nun mit glühendem Verlangen,
Steht sie so zwischen Seligkeit und Wehen;

Froher Gedanken wen'ge, trüber viele;
Und meist gereut das kühne Unterfangen.
Aus solchem Keim muß solche Frucht erstehen.

150.

In bösem Stern war (wenn, wie mancher denket,
Der Himmel ob uns herrscht,) ich einst geboren;
Bös war die Wieg' an meines Lebens Thoren,
Bös Land, wohin den Fuß ich drauf gelenket;

Und bös die Frau, die mit dem Blick mich kränket
Und Pfeilen, die nur mich zum Ziel erkoren;
Drob ich so oft, o Amor, dich beschworen,
Weil selbe Waff' auch, willst du's, Heilung schenket.

Dich aber freut mein Schmerz; nicht also jene.
Sie klagt, daß er nicht herber sei und weher,
Und Pfeile nur, nicht Speere, mich getroffen.

Eins tröstet mich: daß, nach ihr schmachten, höher
Beglückt, als ganz besitzen andre Schöne;
Du schwörst's beim goldnen Pfeil, und ich will's hoffen.

151.

So oft der Zeit ich und des Orts gedachte,
Wo ich mich selbst verlor, und werter Schlingen,
Mit denen Amors Hände mich umfingen,
Was Bittres süß, Weinen zum Spiel mir machte,

War Schwefel ich und Zunder, und es fachte
Der sanfte Hauch, den stets ich hör' erklingen,
Das Herz zu Flammen, die mir Freude bringen
Und Nahrung, — weil ich andres wenig achte.

Die Sonne, die allein mein Auge siehet,
Erwärmt mich immer noch mit Liebesschimmer
Am Abend, wie sie früh es mir erzeiget,

Und leuchtet so mir aus der Fern' und glühet,
Daß das Gedächtnis, frisch und treu, wie immer,
Die Schlinge nur, die Zeit, den Ort mir zeiget.

152.

Kühn zieh' ich durch der Büsch' unwirtbar Grauen,
Wo Fahren, Leut' und Waffen rings umstricken;
Mit Furcht kann nur die Sonne mich berücken,
Der Strahlen der lebend'gen Lieb' enttauen.

Ich geh' und sing' und meine, sie zu schauen, —
O Wahn! — die mir kein Himmel kann entrücken;
Und ihr zur Seite glaub' ich zu erblicken,
Was Buch' und Tannen sind, Fräulein und Frauen.

Ich höre sie, wann Zweig' und Weste flüstern,
Und wann im Laub der Vögel Klagen steigen,
Und Wellen murmelnd fliehen durch die Matten.

Der Oede Schauer und einsames Schweigen
Gefielen so mir nie in Waldes Schatten;
Nur daß sie meine Sonne mir verdüstern!

153.

Mit tausend Bächen täglich, tausend Höhen
Hat in Ardennen Amor mich umringet,
Der seiner Treuen Herz und Fuß beschwinget,
Daß lebend sie den dritten Himmel sehen.

Mich freut, daß wehrlos ich gewagt, zu gehen,
Wo Mars bewehrt urplötzlich Schrecken bringet,
Ein Schiff, das sonder Mast und Steuer dringet,
Mit Weh beladen, durch erregte See'n.

Denk' ich jedoch, woher, mit welcher Schwinge
Ich kam, nun, da die finstre Fahrt geendet,
Fühl' ich, wie Furcht aus Uebermut entspringe.

Ein schönes Land und holder Strom nur spendet
Dem Herzen Sicherheit, das guter Dinge
Dem Wohnort seiner Sonne zugewendet.

154.

Mich spornt die Lieb' und zwingt mich dann, zu stehen,
Macht kalt und heiß, macht kühn mich und verzaget,
Zürnet und lächelt, ruft mich und verjaget,
Hält jetzt in Hoffnung mich und jetzt in Wehen,

Und führt mein müdes Herz durch Tief' und Höhen,
Daß nach dem Weg umsonst mein Sehnen fraget,
Und höchste Freud' ihm, scheint es, mißbehaget;
So ist mein Geist voll Irrtums, nie gesehen.

Die Fuhrt zeigt ihm ein freundlicher Gedanke,
(Durch Wasser nicht, die aus den Augen rinnen,)
Dahin schnell, wo er Frieden hofft, zu fliegen.

Darauf, als treib' ihn größ're Macht von hinnen,
Muß andern Wegs er ziehn, und, wie er schwanke,
Seinem und meinem langen Tod sich fügen.

155.

Zeigt auch, mein Geri, mir, von Zorn verblendet,
Die süße Feindin stolzes Widerstreben,
Ist mir ein Trost der Rettung doch gegeben,
Des Kraft der Seele neuen Atem spendet.

So oft unwillig sie die Augen wendet,
Hoffend, das Licht zu rauben meinem Leben,
Brauch' ich nur mein' in Demut zu erheben,
Und all' ihr Zorn ist, wie im Nu, geendet.

Wenn dies nicht wäre, würd' ich nur beklommen
Nach ihr, als wär's Medusens Haupt, mich neigen,
Das all' versteinte, die es wahrgenommen.

So mach's auch du; denn nirgend will sich zeigen
Dir andre Hilf', und Fliehen kann nicht frommen
Vor Fittigen, wie unserm Herrn sie eigen.

156.

Wohl kannst du, Po, forttragen meine Rinde
Mit deinen reißenden gewalt'gen Wogen;
Der Geist jedoch, den jene hält umzogen,
Sorgt nicht, daß dein' und andre Kraft ihn binde.

Nicht beugend rechts noch links, zieht er geschwinde
Grad durch die Luft, die seinem Wunsch gewogen;
Hinflatternd nach der goldnen Zweige Bogen,
Bezwingt er Segel, Ruder, Flut und Winde.

Fürstin der andern, stolz erhabne Welle,
Die du der Morgensonne ziehst entgegen
Und fern in Abend lässest schönre Helle,

Du folgst, im Arm mein Ird'sches, deinen Wegen;
Das andre kehrt mit Liebesflügel-Schnelle
Zurück auf seiner süßen Heimat Stegen.

157.

Ein zartes Netz, aus Perl' und Gold gereihet,
Spannt' Amor in die Gräser unter Zweigen,
Die, immergrün, mein Sehnen sind, mein Neigen,
Obwohl ihr Schatten mehr betrübt, als freuet.

Köder war Same, den er ausgestreuet
Und mähet, Lust und Bangen zu erzeugen;
So holder Laut, wie ich ihn hörte steigen,
Hat nie seit Adams Schöpfung sich erneuet.

Rings funkelte das Licht, vor dem die Sonne
Sich birgt; das Seil war um die Hand geschlungen,
Von der an Glanz der Schnee wird übertroffen.

So fiel ich in das Netz, umstrickt von Wonne,
Von süßen Weisen, wie von Engelzungen,
Von Wohlgefallen, Wunsch und frohem Hoffen.

158.

Die mir das Herz entbrannt mit heißem Streben,
Die Liebe, hält's mit eis'ger Furcht befangen,
Und ob die Hoffnung größer, ob das Bangen,
Ob Flamm', ob Kält', es will sich nicht ergeben.

Ich glüh' im Frost, muß in der Hitz' erbeben,
Voll Argwohn immerdar und voll Verlangen,
Ganz wie ein Weib, das einen Mann umhangen,
Zu bergen ihn, mit dünnen Florgeweben.

Die erste dieser Plagen ist mir eigen,
Zu glühen Tag und Nacht; wie süß das Wehe,
Faßt kein Gedank', wie sollt' ein Reim es singen!

Die andr' ist's nicht: vor meinem Feuer zeigen
Sich gleich die Menschen; wer zu seiner Höhe
Gedenkt zu fliegen, dehnt umsonst die Schwingen.

159.

Wenn mich ihr süßer Blick zum Tod entzückte,
Und ihre zarten, hold verständ'gen Laute,
Wenn Amor ihr so viel Gewalt vertraute,
Daß mich ein Lächeln, ja ein Wort beglückte;

Was würd' ach! wenn sie minder freundlich blickte
Aus Fügung oder Schuld —, als sonst sie schaute,
So daß der Tod da, wo mir nimmer graute,
Durch ihre Gunst, nun schreckhaft mich berückte!

Muß schauernd drum in Frost mein Herz erbeben,
Wann umgewandelt sie einmal zu schauen,
Hat solche Furcht Erfahrung mir gegeben.

Beweglich ist das Weib, nicht drauf zu bauen;
Ich weiß, es währt der Liebe süßes Leben
Gar kleine Zeit im Herzen nur der Frauen.

160.

Liebe, Natur und eine Seel', ergeben
In Demut jeder schönen Tugend, walten
Verschworen gegen mich. Nach langem, alten
Gebrauch sinnt Liebe, mir den Tod zu geben;

Natur hält mit so zartem Band ihr Leben,
Daß keine Kraft vermag, es zu erhalten,
Und, nicht zu beugen, will dem ungestalten,
Mühvollen Dasein ihre Seel' entschweben.

Den teuren Gliedern so, den süßen, frommen,
Wahrhafter Lieblichkeit getreuem Spiegel,
Verglüht gemach des Geistes letzter Funken.

Und hält das Mitleid nicht den Tod am Zügel,
Seh' ich, wie tief die Hoffnungen gesunken,
Von denen Leben mir und Lust gekommen.

161.

Von goldnen Federn, reich und kunstlos, heget
Dieser mein Phönix also teure Spangen,
Die seinen hohen weißen Hals umfangen,
Daß allen Lust, mir Weh' es innen reget.

Und ein natürlich Diadem er träget,
Von dem die Lüft' in heitrem Lichte prangen,
Draus flüss'ge Gluten, die mich heiß durchdrangen
Im rauhsten Frost, verschwiegen Amor schläget.

Ein Purpurkleid mit himmelblauem Saume,
Rosenbestreut, die schönen Schultern decket;
Einzig Gewand und Schönheit nie gesehen!

Den dort in reichem, dufterfülltem Raume
Arab'scher Berge das Gerücht verstecket,
Stolz sehn wir ihn durch unsern Himmel gehen.

162.

Sahn einst Virgilius und Homerus tagen
Das Licht, das meine Augen hier gewahren,
Sie hätten, seinen Ruhm zu offenbaren,
Vereinter Kraft das Höchste müssen wagen.

Des würd' Aeneas und Achilles klagen,
Ulyss' und andr' aus der Heroen Scharen,
Und der so gut bei sechsundfünfzig Jahren
Die Welt regiert, und, den Aegisth erschlagen.

Jene des Muts, der Waffen alte Blume
Hatte wie gleichen Stern mit dieser neuen
Blume der Ehrbarkeit und aller Schöne.

Ennius sang rauhes Lied von jener Ruhme,
Von dieser ich. O daß nicht lästig seien
Ihr meine Gaben, sie mein Lob nicht höhne!

163.

An Held Achills berühmtes Grab gelehnet,
Seufzt' Alexander aus des Herzens Grunde:
„Glücksel'ger, dem Posaunenklang erdröhnet
So herrlich aus so hohen Sängers Munde!“ —

Doch diese reine Taube, hochgeschönet
Vor allem auf dem weiten Erdenrunde,
Nur matt aus meinem schwachen Lied ertönet;
So haben all' ihr Los und ihre Stunde!

Sie, wert, daß Orpheus und Homer erzählten
Von ihr, und jener Hirt, den Mantua ehret,
Zu ihrem Preis nur immer dürfte singen,

Vertrauten Sterne, die bloß hierin fehlten,
Dem, der mit ihrem Namen fromm verkehret,
Vielleicht ihr Lob durch Sprechen zu verringen.

164.

Der Zweig, o Sonne, den du liebtest ehe,
Mir einzig wert, grünt einsam, reich geschmücket,
An schönem Ort, wie keiner, seit erblicket
Einst Adam sein und unser reizend Wehe.

„Laß bleiben uns, zu schaun!“ ruf' ich und flehe,
O Sonne; doch du fliehst, und Schatten drücket
Die Höh'n; du nimmst den Tag mit dir; entrücket,
Trägst du hinweg, wonach zumeist ich spähe.

Und dieser Schatten, den die Hügel senden,
Dort wo mein Flämmchen funkelt mild und helle,
Wo großer Lorbeer kleinem Keim entsprossen,

Wächst, weil ich spreche noch, mir zu entwenden
Den süßen Hinblick auf die sel'ge Stelle,
Wo mit der Herrin sich mein Herz verschlossen.

165.

Es muß mein Schiff zu Mitternacht im Kalten
Durch Scylla und Charybd' auf wilden See'n,
Hoch mit Vergessenheit beladen, gehen;
Das Steuer hat mein Herr und Feind erhalten;

Gedanken, schnell und kühn, die Ruder halten,
Die, scheint es, Sturm und Untergang verschmähen;
Und Seufzer, Hoffnungen und Wünsche wehen
Als feuchte Stürme, die die Segel spalten.

Ein Thränenregen, Nebel trüber Sorgen
Erweicht die Taue, die schon schlaff sich senken,
Aus Irrtum und Unwissenheit gewunden;

Mein süßes Sternenpaar hält sich verborgen,
Ertränkt in Flut ist Kunst und kluges Denken,
Und keinen Port mehr fürcht' ich zu erkunden.

166.

Ein weißes Reh, dem Goldgeweih verliehen,
Erschien mir einst auf grünen Rasenflächen,
In Lorbeerschatten, zwischen zweien Bächen,
Am Morgen, bei des Lenzes erst' Erblühen,

So mild und stolz, daß, um ihm nachzuziehen,
Ich jede Arbeit eilte abzubrechen,
Wie Geizigen, die Schätze sich versprechen,
Der Hoffnung Lust versüßet Sorg' und Mühen.

„Nicht rühr' mich an!" stand um den Hals in Zügen
Von Demant und Topasen hell erhaben,
„Mein Cäsar hat befreit mich und entbunden!"

Die Sonne war zum Mittag schon gestiegen,
Mein Auge matt, doch gierig, mehr zu haben; —
Da sank in Fluten ich, — es war verschwunden.

167.

Wie Gott anschauen ist das ew'ge Leben,
Und niemand mehr da will, noch dürfte wollen,
So, Herrin, hat in kurzem, kummervollen
Dasein mir Euer Anblick Lust gegeben.

Noch sah Euch selbst ich nie so schön, wie eben,
Wenn Augen Wahrheit je dem Herzen zollen;
O sel'ge Stund', aus der mir Heil entquollen,
Besiegend jeglich Hoffen, jeglich Streben!

Und müßt' ich nicht sobald darauf verzichten,
Nicht wollt' ich mehr: denn wenn sich manche nähren
Nur vom Geruch und solches gilt für Wahrheit,

Andre Gefühl und Schmack mit Glut beschwichten
Und Wasser nur, die aller Süß' entbehren, —
Warum nicht ich mit Eures Blickes Klarheit?

168.

Laß Amor, daß wir schau'n, was uns beglücket, —
Neu' und erhabene Dinge —, still uns stehen!
Die Wonnen sieh', die auf sie niederwehen,
Den Himmelsglanz, der unsre Erde schmücket!

Die Kunst, die schön mit Purpurzier gesticket,
Mit Perl' und Gold das Kleid, nie sonst gesehen!
Sieh' wie durchs schatt'ge Thal um schöne Höhen
So hold sie wandelt und so freundlich blicket!

Das Grün, der Blumen tausendfarb'ger Schimmer,
Um diesen dunkeln, alten Baum gestreuet,
Flehn, daß der schöne Fuß sie rühr' und drücke.

Und, wie von lichtem, liebesel'gem Flimmer,
Entzündet sich der Himmel rings, erfreuet,
Daß aufgeheitert ihn so schöne Blicke.

169.

Mich nährt so edle Kost, daß ich entbehre
Gern Nektar und Ambrosia dagegen;
Im Sehn vergess' ich jeden andern Segen,
Und Lethe's Fluten ich von Grund aus leere.

Dann schreib' ins Herz ich andres, was ich höre,
Daß immer neu sich meine Seufzer regen;
Entführt von Lieb' auf unbekannten Stegen,
Von zweien Süßigkeiten so ich zehre.

Denn jene Stimm', im Himmel selbst willkommen,
Tönt in so holdem Wort, so zart gestaltet,
Wie's keiner denkt, der es noch nie vernommen.

Zugleich in kleinster Spanne Raum entfaltet
Sich's klar, wie Kunst und Geist im Leben frommen,
Und wie Natur und Himmel mächtig waltet.

170.

Die holde Luft, die rings erhellt die Höhen,
Im schatt'gen Busch die Blumen ruft ins Leben,
Kenn' ich an ihres Atems sanftem Beben,
Durch den ich steigen muß in Ruhm und Wehen.

Um Rast dem müden Herzen zu erspähen,
Flieh' ich der Heimatlüfte süßes Weben;
Und such', um Licht dem trüben Sinn zu geben,
Mein Sonnenlicht, und hoff' es heut zu sehen;

In dem so viel der Wonn' ich werde innen,
Daß Liebe stets mich führt in seine Nähe;
Dann blendet's so, daß es zu spät zum fliehen.

Nicht Wehr', nur Flügel möcht' ich, zu entrinnen;
Doch will der Himmel, daß ich drin vergehe;
Denn fern muß ich verschmachten, nah verglühen.

171.

Von Tag' zu Tag mehr wandl' ich Haar und Wangen;
Doch nicht von süßer Angel los mich beiße,
Doch nicht von grünen Zweigen los mich reiße
Des Baums, dran Sonn' und Kälte nichts verfangen.

So lang' am Himmel noch die Sterne prangen,
Noch Wasser hegt das Meer, fürcht' ich und heiße
Sein Schattendach willkommen, schmäh' und preise
Die Wunde, mir so tief ins Herz gegangen.

Nicht hoff' ich jemals Rast von meinen Wehen,
So lang in Bein und Nerv und Fleisch' ich weile,
Oder bis mein die Feindin mild gedenket;

Eh' kann wohl das Unmöglichste geschehen,
Eh' was, als Tod und sie, die Wunden heile,
Die Lieb' ins Herz mit Augen mir gesenket.

172.

Die heitre Luft, die einen Weg gefunden,
Rauschend durch grünes Laub, zu meinen Wangen,
Erinnert mich der Zeit, da ich empfangen
Durch Amor erste süße, tiefe Wunden,

Und läßt das schöne Antlitz mich erkunden,
Das Zorn verbirgt und Eifersucht verhangen,
Samt Haar, in Stein und Perlen jetzt befangen,
Blonder, als Gold, vordem uns losgebunden.

Dem sie gebot, sich flatternd auszuschwingen,
Und dann es zierlich knüpfte, Flecht' an Flechte,
Daß, denk' ich dran, das Herz mir will zerspringen;

Die Zeit dann schuf ein festeres Geflechte,
Und zwang das Herz in so gewalt'ge Schlingen,
Daß, sie zu lösen, nur der Tod vermöchte.

173.

Die Himmelsluft, die sich im Lorbeer wieget,
Wo Amor in die Seit' Apoll geschlagen,
Und mir ein süßes Joch gebot zu tragen,
Dem meine Freiheit lange noch erlieget,

Fügt mir, was altem Mauren zugefüget
Medusa, da sie ihn als Stein ließ ragen;
Auch schönem Knoten kann ich nicht entsagen,
Der Ambra, Gold, die Sonne selbst besieget;

Das blonde Haar, die krause Schling' ich meine,
Die mir so lieblich hält die Seel' umfangen,
Der ich nur Demut gab zu Wehr und Waffen;

In Eis verkehrt ihr Schattenbild alleine
Mein Herz, und färbt mit bleicher Furcht die Wangen;
Doch weiß das Aug' in Marmor umzuschaffen.

174.

Die milde Luft, die sonnenwärts beweget
Und schwingt das Gold, das Amor webt und windet, —
Mit schönen Augen, selbst mit Locken bindet
Das müde Herz sie, flücht'ge Geister reget.

Was nur von Mark und Blut mein Körper heget,
Es zittert, wenn es ihre Näh' empfindet,
Die Tod und Leben oftmals, wie sich's findet,
In wandelbarer Schale schwenkt und wäget,

Seh' ich die Strahlen brennen, die mich zünden,
Die Knoten blitzen, welche mich gefangen
Und über ihre Schultern niedergleiten.

Ich fass' es nicht; drum kann ich's nimmer künden.
Von solchen Lichtern ist mein Geist befangen,
Erdrückt und matt von solchen Süßigkeiten.

175.

O schöne Hand, die um mein Herz sich schläget,
Die du mein Sein umfängst in kleinem Runde;
O Hand, drin allen Fleiß und alle Kunde
Gott und Natur, zum Ruhm sich ausgeleget!

Fünf Perlen, wie der Orient sie heget,
Und grausam nur und hart für meine Wunde!
Ihr Finger zart, die Amor recht zur Stunde,
Mich reich zu machen, ohne Hülle reget!

O Handschuh, der, so weiß und weich und teuer,
Blank Elfenbein du decktest, frische Rosen!
Wer sah so schöne Hülle je auf Erden?

Hätt' ich doch gleiches von dem schönen Schleier!
O Unbestand von allen Erdenlosen!
Ein Raub ist's, und er wird entwandt mir werden.

176.

Nicht bloß die nackte Hand vor andern Dingen,
Die sich — o Leid! — nun birgt vor meinen Blicken,
Die andre Hand auch und zwei Arme schicken
Behend sich an, mein zages Herz zu zwingen.

Amor stellt tausend, kein' umsonst, der Schlingen,
In neuer Reize Lust mich zu umstricken,
Die so den Leib, den himmlisch-hehren, schmücken,
Daß Sprache nicht noch Geist so hoch sich schwingen:

Die heitern Augen, sternenlichten Braunen,
Den engelhaften Mund, in dem beisammen
Mit Perl' und Rosen süße Worte liegen,

Die alles zittern machen vor Erstaunen,
Auch Stirn und Locken, die der Sonne Flammen
Mittags zur Sommerszeit an Glanz besiegen.

177.

Mein Glück und Amor hatten mir bescheret
So schöne Bordenzier von Gold und Seiden,
Daß auf der Zinn' ich stand von meinen Freuden,
Dacht' ich bei mir, wem solches angehöret.

So oft der Tag mir ins Gedächnis kehret,
Der Reichtum sollt' und Armut gleich bescheiden,
Muß ich erzürnen drob und Schmerz erleiden,
Von Reu' und Scham und Liebesschmach verzehret,

Weil meinen edlen Raub ich ließ entfliegen,
Zur Zeit, wo's galt, mich's zaghaft ließ verdrießen,
Die Kraft nur eines Engleins zu bekriegen,

Weil ich zur Flucht nicht Flügel gab den Füßen,
Mindest der Hand Vergeltung zuzufügen,
Die mich so viel der Thränen heißt vergießen.

178.

Aus schönem, hellen, blank-lebend'gen Eise
Entspringt die Glut, die mich entflammt, vernichtet,
Die Herz und Adern trocknet und verflüchtet,
Daß ich zu Grunde geh' unmerkbar leise.

Der Tod hat schon zum Schlag die Hand mit Freise,
Ein Sturmgewölk, ein brüll'nder Leu, gerichtet,
Verfolgt mein Leben, das vor ihm sich flüchtet,
Und ich erbeb' und schweige zager Weise.

Wohl könnt' es sein, daß Lieb' und Huld verbunden
Noch, eine Doppelsäul', empor mir stiegen
Zwischen der matten Seel' und Todesschlage;

Doch glaub' ich's nicht, noch kann ich es erkunden
In meiner süßen Feindin Herrscherzügen;
Darob nicht sie, mein Glück ich nur verklage.

179.

Weh, daß ich glüh', und eine nicht will trauen!
Es trau't mir alle Welt, nur nicht die eine;
Sie, hoch vor allen, die erwählte meine,
Sie, scheint es, trau't mir nicht, und kann's doch schauen.

Endlose Schönheit und gering Vertrauen,
Seht Ihr mein Herz nicht in der Augen Scheine?
Wär's nicht mein Stern, so sollte doch, ich meine,
Vom Born des Mitleids mir Erbarmen tauen.

Dies mein Erglüh'n, das Euch so wenig teuer,
Und Euer Ruhm, durch meine Vers' ergossen,
Könnten noch Tausende vielleicht entzünden;

Im Geiste seh' ich schon, mein süßes Feuer,
Wie eine kalte Zung' und, fest verschlossen,
Ein Augenpaar nach uns viel Glut entbinden.

180.

Seele, die du von so verschiednen Dingen
Siehst, hörst, lies't, sprichst und schreibst und denkest innen!
Unstätes Aug'! und du vor andern Sinnen,
Durch den ins Herz die frommen Worte dringen!

Wie ungern hättet ihr die Pfadesschlingen
Berührt, auf denen Nacht und Nebel spinnen,
Konntet ihr die zwei Lichter nicht gewinnen,
Nicht liebe Spuren, die voran euch gingen!

So helles Licht voraus nun, solch' Geleite,
Wird sonder Irrsal kurze Bahn durchschnitten,
Daß sie für ew'ge Wohnung uns bereite.

Ring' auf, mein schwacher Mut, zum Himmel, mitten
Durch ihres süßen Zornes Nebel schreite,
Folgend dem Himmelsstrahl, den frommen Tritten!

181.

Süß Zorn und Unmut, süß ein friedlich Neigen,
Süß mir die Bürde, Kummer süß und Bangen,
Süß jedes Wort, mit süßer Lust empfangen,
Drin süße Hauch' und süße Gluten steigen.

Nicht klag', o Seele; duldend mußt du schweigen,
Mildern das bittre Süß, das uns befangen,
Mit süßer Ehr', aus Lieb' hervorgegangen
Zu ihr, zu der ich sprach: Dein bin ich eigen! —

Vielleicht kommt einer noch und rufet schmachtend
In süßem Neid: „Wohl viel hat übernommen
Für schönste Liebe der zu seinen Zeiten!“

Und andrer: „O Geschick, mein Aug' umnachtend! —
Daß ich sie nicht gesehn! Daß sie gekommen
Nicht später, oder ich nicht mehr beizeiten!“

182.

Sagt' ich's, will ihrem Haß ich unterliegen,
Mit deren Lieb' ich Lust und Licht verlöre!
Sagt' ich's, — mein Leben ruhmlos sich verzehre,
Mein Los sei, niedrer Knechtschaft mich zu fügen!
Sagt' ich es, soll mich jeder Stern bekriegen,
Mir Neid am Herzen nagen,
Furcht mir zur Seite jagen,
Will ich mich nicht beklagen,
Seh' ich sie stets mit schönern, wildern Zügen!

Sagt' ich's, mag Amors Pfeil ins Herz mir fliegen,
Der goldene, — in ihr's der bleiern schwere!
Sagt' ich's, so mögen mich der Götter Chöre,
Mich Erd' und Himmel und sie selbst betrügen!
So möge, die mir zu des Todes Stiegen
Die Fackel denkt zu tragen,
Streng, wie seit langen Tagen,
Es nimmer wieder wagen,
In Mien' und Worten huldreich mir zu g'nügen!

Sagt' ich's, soll, was am mind'sten ich begehre,
Mir rings auf kurzem, rauhen Pfade ragen!
Sagt' ich's, die wilde Glut, die mich verschlagen,
Wie ihres Herzens starres Eis, sich mehre!
Sagt' ich's, mag mir das Sonnenlicht, das hehre,
Des Mondes Glanz versiegen,
Der Frauen Huld mir lügen,
Und Well' an Welle fliegen
Um mich, wie einst um Pharaonis Heere!

Sagt' ich's, sei jede Klag' umsonst! ich höre
Nie mehr der Huld, des Mitleids holdes Zagen!
Sagt' ich's, — mag sie kein liebes Wort mehr sagen,
Wie einst es mich besiegt mit süßer Wehre!
Sagt' ich's, — dann mag, für die bereit ich wäre,
In Kerkernacht zu liegen,
Von Säuglings erstem Schmiegen
Bis zu den letzten Zügen
Anbetend, mich bedräu'n mit Hasses Schwere!

Doch sagt' ich's nicht, — soll, die in Blütentagen
Mein Herz sich ließ im Arm der Hoffnung wiegen,
Dies Fahrzeug leiten, schwach von langen Kriegen,
Die Flut mit ihrer Liebe Steuer schlagen!
Wie stets es war, sei wieder ihr Betragen,
Seit ich mich selbst entbehre,
So daß mit Fug und Ehre
Ich nimmer mehr verlöre! —
Bös thut, wer solcher Treu' sich kann versagen! —

Nie hab' ich es gesagt, noch könnt' ich's sagen,
Wenn Gold und Städt' und Schloß ich sollt' ersiegen;

Es soll die Wahrheit denn nicht mehr erliegen,
Besiegt am Boden soll die Lüge zagen! —
Du kennst mich, Amor, ganz. Auf ihr Befragen,
Thu', wie ich es begehre;
Sag' ihr, was ich dich lehre:
Daß dreimal glücklich wäre,
Den früh der Tod entrückt der Erde Plagen.

Für Lea nicht, für Rahel mußt' ich's tragen.
Sie ist's, der ich gehöre,
Und himmelwärts ich kehre,
Will es des Himmels Fügen,
Mit ihr auf des Propheten Feuerwagen!

183.

Mein Leben, hofft' ich, würde mir vergehen,
Wie ich zurückgelegt die frühern Jahre,
Ohn' andres Streben, ohne neues Wagen.
Nun, da ich Hilfe nicht, wie sonst, erfahre
Von meiner Herrin, kannst du, Amor, sehen,
Wohin du, solches lehrend, mich verschlagen.
Ich weiß nicht, soll ich klagen,
Daß du in solchem Alter mich getrieben,
Räuber zu sein des lieben
Und milden Lichts, ohn' das ich so nicht litte.
O hätt' ich jung der Sitte
Gehuldigt, der ich jetzt mich muß bequemen,
Da Jugendfehler minder doch beschämen!

Die holden Augen, draus ich Leben habe,
Sie lächelten in ihrer Anmut Fülle
So hold mir im Beginn der schönen Tage,
Daß, wie ein Mensch, dem in geheimer Stille
Von außen Hilfe kommt bei karger Habe,
Ich ihnen nicht noch andern ward zur Plage.
Jetzt, wie ich drob auch klage,
Werd' ich beleidigend und unbescheiden,
Ein Armer, der im Leiden,
Was er im Glück an andern hat geschmähet,
Nun selber oft begehet. —
Wenn Mißgunst mir verschloß die Hand der Gnaden,
Muß Ohnmacht, Liebesdurst der Schuld entladen.

Versucht hab' ich's auf mehr denn tausend Wegen,
Ob außer ihm was Irdisches hienieden
Nur einen Tag mich an das Leben bände.
Die Seele, die sonst nirgend findet Frieden,
Schweift jenen Engelsflammen nur entgegen,
Und ich, von Wachs zum Feuer hin mich wende
Und rings die Blicke sende,
Wo unbewacht sich, was ich wünsche, zeige.
Wie Vöglein, das im Zweige
Nichts fürchtend, um so schneller wird gefangen,
So von den schönen Wangen
Stehl' ich jetzt einen Blick, jetzt einen zweiten,
Die beides, Nahrung mir und Glut, bereiten.

Vom Tode nähr' ich mich und leb' in Flammen,
Ein Salamander, — wunderbare Speise! —
Doch Wunder nicht; es mußte so geschehen.

Ein glücklich Lamm in banger Herden Kreise
Lag eine Weil' ich; nun nach Brauch verdammen
Mich Lieb' und Schicksal, in den Tod zu gehen.
So bringt des Frühlings Wehen
Viol' und Ros', der Winter Eis und Flocken.
Drum wenn ich karge Brocken
Für's kurze Leben mir zusammenklaube
Und sagst du, daß ich's raube,
So sollte sie, die Reich', es wohl vergeben,
Die es nicht fühlt, wenn andre von ihr leben.

Wer weiß es nicht, wovon gelebt ich immer,
Seit ich zuerst die schönen Augen sahe,
Die Herz und Sinn mir wandten? Meer und Lande
Mag rings der Mensch durchspähen fern und nahe,
Er kennt doch all' der Menschen Sinne nimmer.
Der nährt vom Duft sich an des Ganges Strande,
Mit Licht ernähr' und Brande
Ich meine hungrigen und matten Geister.
Amor, nicht ziemt's dem Meister,
Daß seine Gaben er so karg verteile.
Hast Bogen ja und Pfeile;
Laß mich durch deine Hand den Tod erwerben;
Das ganze Leben ehrt ein schönes Sterben.

Mehr Kraft hat Feuer in verschloss'ner Kammer,
Und wächst die Flamme, kann sie nichts mehr halten.
Aus deinen Händen, Amor, kam die Lehre.
Du sahest meiner Gluten stilles Walten;
Mir selber ist zuwider nun mein Jammer,
Mit dem ich Nah' und Ferne gleich beschwere.

O Welt! o Wahnes Leere!
O hart Geschick, wohin führt mich dein Wille!
O Blick, dess' Strahlenfülle
Zu fester Hoffnung mir das Herz entzündet,
Mit der sie's drängt und bindet,
Dich mich zum Tod durch deine Kraft geleitet! —
Die Schuld ist euer, mir die Not bereitet!

So schöpf' ich Schmerzen nur aus Lieb' und Treue,
Und fleh', daß andern sei die Schuld verziehen,
Und mehr noch mir, da ich mein Aug' erschlossen
Dem mächt'gen Strahl, Sirenenmelodieen
Mein Ohr ich lieh. Doch fühl' ich keine Reue,
Daß süßes Gift sich mir durchs Herz ergossen;
Nun harr' ich, bis verschossen
Den letzten Pfeil, der mir den ersten sandte.
Ja, wenn ich's recht erkannte,
Ist's ein Geschenk der Gnade, bald zu enden,
Da bess'res mir zu spenden,
Als er gewohnt, er keineswegs gesonnen.
Schön stirbt, wer sterbend seinem Leid entronnen.

Canzone, von der Stelle
Nicht wank' ich; Flucht und feiger Tod entadeln;
Ja selbst die Klage tadeln
Muß ich an mir, so wohl thun meinem Herzen
Thränen und Tod und Schmerzen.
Sklaven der Lieb' ihr! all der Erde Reiche
Haben kein Gut, das meinem Wehe gleiche.

184.

Du rascher Strom, aus rauher Alpenquelle
Hervorgeronnen, drum du Rhone heißest,
Der Tag und Nacht du sehnend mit mir reisest.
Dich treibt Natur, mich Lieb' an gleiche Stelle.

Geh' du voraus; nicht zügelt deine Schnelle
Ermattung, Schlaf. Und ehe du erweisest
Sein Recht dem Meer, beachte, wo du kreisest
Um frisch'res Grün, in rein'rer Lüfte Helle.

Da findest unsre Sonne du, die süße,
Die deinen Strand mit Blumen schmückt und Schimmer;
Vielleicht (o Hoffnung!) wird sie mich vermissen!

Küss' ihr die schöne weiße Hand, die Füße!
Und sag' ihr, statt der Rede sei das Küssen!
Der Geist ist willig, schwach das Fleisch wohl immer.

185.

Es zieht die süße Höh', wo ich zurücke
Mich ließ, der fliehend ich nie kann entfliehen,
Voraus mir, daß, die Amor mir verliehen,
Die teure Bürd' allimmerdar mich drücke.

Oft voll Verwund'rung auf mich selbst ich blicke,
Daß fort ich wandl' und noch, trotz allem Mühen,
Dem schönen Joch mich nimmer konnt' entziehen,
Dem ich, je mehr ich fern, so näher rücke.

Gleich Hirschen, die den Stahl im Herzen tragen;
Sie fliehn dahin mit giftgetränktem Pfeile
Und heft'germ Schmerz, je raschern Laufs sie jagen;

So ich, den Stahl im Herzen, der zum Teile
Den Tod mir gibt, zum Teil ein froh Behagen;
Vor Schmerz vergeh' ich und ermatt' in Eile.

186.

Wie all' des Meeres Ufer ich durchspähe,
Vom Ebro bis Hydaspes fernen Pfaden,
Von roten hin bis Kaspischen Gestaden,
Nur einen Phönix weit und breit ich sehe.

Rechts welcher Rabe rief, links welche Krähe
Mein Schicksal? Welche Parze spann den Faden?
Wie Schlangenohr ist taub das Ohr der Gnaden;
Umsonst ach! hofft' ich, daß mir Heil geschähe!

Von ihr nicht sprech' ich; aber der sie lenket,
Ließ Süß' und Lieb' ihr Herz die Füll' erwerben;
So viel hat sie, so viel sie andern schenket.

Und meine Süßigkeiten zu verherben,
Nicht merkt' sie, oder scheint's, und nicht bedenket,
Wie sich vor Schlafenszeit die Schläfe färben.

187.

Mich spornt die Lust; voraus mir Amor ziehet;
Die Freude lockt; Gewohnheit treibt und schüret;
Die Hoffnung schmeichelt, tröstet und berühret
Mit ihrer Hand mein Herz, das matt verglühet;

Das arme Herz erfaßt die Hand und siehet
Nicht, wie so blind und treulos, die es führet;
Vernunft ist tot, und Sinnlichkeit regieret;
Aus irrem Sehnen anderes erblühet.

Reiz, Tugend, süße Red', holdselig Weben
Haben an schöne Zweige mich gebunden,
Und still verwickelt sich mein Herz darinnen.

Tausend dreihundert sechs und zwanzig eben,
Am sechsten Tag Aprils in erster Stunden,
Trat ich ins Labyrinth, draus kein Entrinnen.

188.

Der Freud' am Traum, im Schmachten Lust ich finde,
Umarm' ein Nichts, nach Sommerlüftchen gehe,
Durchschwimm' ein grundlos Meer ohn' Uferhöhe,
Pflüg' Aether, bau' auf Sand und schreib' in Winde,

Schau' in die Sonne so, daß ich erblinde
Vorm Glanz, der mir verlöscht des Auges Sehe,
Jage nach einem irren, flücht'gen Rehe
Mit hinkendem, langsamen, schwachen Rinde.

Blind, matt für alles Andr', als meine Plage,
Nach der ich Tag und Nacht umtastend wandle,
Ruf' Amor, Herrin, Tod ich nur beim Namen.

So zwanzig Jahr' (o schwer' und lange Klage!)
Nur Thränen, Seufzer, Schmerz ich mir erhandle. —
In solchem Stern faßt' ich Lockspeis' und Hamen!

189.

Huld, die der Himmel wen'gen gibt zu eigen;
Tugend, nicht heimisch in der Menschen Kreise;
Und unter blondem Haar Verstand der Greise;
Und Himmelsschönheit bei der Demut Neigen;

Anmutig, fremd- und einziges Bezeigen;
Ein Sang, der in der Seele nachtönt leise;
Ein Engelgang; ein Hauch, der glüher Weise
Das Härt'ste bricht und Hochmut weiß zu beugen;

Und schöne Augen, die das Herz versteinen,
Die Nacht und Abgrund mächtiglich erhellen,
Seelen entführten und an andre geben;

Worte, drin Süße sich und Hoheit einen,
Und Seufzer dann, die holdgebrochen schwellen; —
Die Zauberer verwandelten mein Leben.

190.

Vor dreien Tagen ward an andrer Stelle
Ein Geist, zu denken hohe Ding' und neue,
Und zu verschmähn, was mancher hält im Preise.
Der, zagend dem verhängnisvollen Laufe,
Allein und sinnend, kindlich, ungefesselt,
Trat um die Lenzzeit in ein schönes Wäldchen.

Ein zartes Blümlein war in diesem Wäldchen
Den Tag zuvor erblüht an solcher Stelle,
Daß, welche Seel' ihr nahte, ward gefesselt;
Der Schlingen waren da so viel' und neue,
Und solche Lust beflügelte zum Laufe,
Daß da Verlust der Freiheit stand im Preise.

Dem teuren, süßen, mühevollen Preise!
Der du mich lenktest schnell zum grünen Wäldchen,
Das ab vom Weg' uns zieht auf halbem Laufe!
Die Welt durchspäht' ich drauf von Stell' zu Stelle,
Ob Spruch, ob Stein, ob seltnes Kraut erneue
Die Freiheit des Gemüts, grausam gefesselt.

Doch ach! ich seh', das Fleisch, es wird entfesselt
Des Knotens eh', durch den es steigt im Preise,
Bevor Arzneien mir, alt' oder neue,
Die Wunden heilen, die ich in dem Wäldchen
Voll Dornen fand. Drum wank' ich von der Stelle
Ein Lahmer, der ich eilend kam im Laufe.

Durch Schling' und Dornen muß in hartem Laufe
Ich dringen, wo die leicht'ste Sohl', entfesselt

Und ganz gesund, nur käme von der Stelle.
Du aber, Herr, dess' Huld ich dankend preise,
Reich' deine Rechte mir in diesem Wäldchen!
Dein Licht besiege meine Nacht, die neue!

Sieh, wie mich die Begier bedrängt, die neue,
Die, störend mich in meines Lebens Laufe,
Zum Siedler mich gemacht im dunkeln Wäldchen!
Gib, kann es sein, zurück, frei und entfesselt,
Den irrenden Genossen! dir zum Preise,
Find' ich bei dir ihn einst an bess'rer Stelle!

Hier sieh zur Stelle, Fragen, schwer und neue:
Ist, was ich preis', in mir? entflohn im Laufe?
Der Geist entfesselt? oder fest im Wäldchen?

191.

Bei edlem Blut ein Leben still zufrieden,
Ein reines Herz bei hohem Geist und Sinnen,
Des Alters Frucht in Blüten mitten innen,
Bei ernstem Antlitz heitern Seelenfrieden

Hat dieser Herrin ihr Planet beschieden,
Ja, aller Sterne König, echtes Minnen
Um Ehr' und Preis und mutiges Beginnen,
Wohl göttlichsten Poeten zu ermüden.

Mit Lieb' in ihr steht Sittsamkeit im Bunde,
Mit Schönheit der Natur des Schmuckes Funkeln
Und ein im Schweigen auch beredtes Handeln,

Im Aug' ein Etwas, das zu selber Stunde
Die Nacht kann lichten und den Tag verdunkeln,
Honig in Gall' und Gall' in Honig wandeln.

192.

Ich wein' am Tag', und Nachts, wo es beschieden
Den armen Sterblichen, zur Ruh' zu gehen,
Schwimm' ich in Thränen, doppeln sich die Wehen:
So spend' ich weinend meine Zeit hienieden.

In bitterm Naß muß ich das Aug' ermüden,
Das Herz in Leid, und mich den Aermsten sehen
Von allen Wesen; denn nicht zugestehen
Will je der Liebe Pfeil mir ein'gen Frieden.

Weh! daß von der zu jener Sonn' ich wandre,
Von dem zu jenem Schatten! daß entflohen
Der größte Teil des Tods, der Leben heißet!

Mehr, als mein Weh, schmerzt, was verbrachen andre,
Daß Mitleid und mein treuer Schutz mich lohen
Im Feuer sieht und mich ihm nicht entreißet.

193.

Anstimmen wollt' ich so gerechte Klagen
Vordem und in so glühen Reimen singen,
Daß Mitleidsflammen, dacht' ich, sollten dringen
Ins Herz, das hartes Eis in Sommers Tagen;

Die kalte Wolke, die sich drum geschlagen,
Sollt' in dem Hauch des heißen Worts zerspringen;
In Haß dacht' ich bei andern die zu bringen,
Die mir verhüllt der Augen schmerzlich Tagen.

Jetzt will nicht Haß ihr, mir nicht Gnad' ich finden;
Dies kann ich nicht, zu jenem fehlt der Wille;
Dazu hat Stern und Schicksal mich erlesen.

Doch ihre Götterschönheit will ich künden,
Daß, wenn ich abgeschüttelt diese Hülle,
Die Welt erseh', wie süß mein Tod gewesen.

194.

Erscheinet sie in holder Frauen Runde,
Die nirgend in der Welt hat ihresgleichen,
Dann muß vor ihr der andern Reiz erbleichen,
Wie kleine Sternlein vor des Tages Stunde.

Ins Ohr dann flüstert mir's von Amors Munde:
„Weil diese blüht in unseren Bereichen,
Ist's Leben schön; doch bald nah'n andre Zeichen,
Die Tugend geht, mit ihr mein Reich zu Grunde.“

Wie wenn Natur dem Himmel Mond und Sonnen,
Der Luft den Wind, der Erde Gras und Büsche,
Uns wiedernähme den Verstand, die Worte,

Dem Meere raubte Wogen so als Fische,
So hätt', und mehr noch, Oed' und Nacht begonnen,
Verschlöß' der Tod mir ihres Auges Pforte.

195.

Der neue Sang, der Vöglein Klageweisen
In erster Frühe durch die Thäler hallen,
Und plätschernd rauschen flüssige Kristallen
Klar, frisch und schnell dahin in ihren Gleisen.

Die Schnee'ge mit dem Goldgelock, — zu preisen,
Daß trügerische Lieb' ihr nie gefallen, —
Erweckt mich bei der Liebestänz' Erschallen,
Die Silberlocken kämmend ihrem Greisen.

Da grüß' Auroren ich, mit ihr im Bunde
Die Sonn' und mehr die andre, deren Sehen
Mich blendet' eh', und noch es thut zur Stunde.

Einst sah ich mit einander beid' erstehen,
Und sieh! in einer Stund', einer Sekunde
Ließ die die Stern', und jene die vergehen.

196.

Woher nahm Amor doch das Gold, zu weben
Ein blondes Flechtenpaar? Und jene Rosen
Von welchen Dornen? Und von welchen Moosen
Den zarten, frischen Reif mit Puls und Leben?

Woher die Perlen, zügelnd zu umschweben
Der süßen Worte züchtig fremdes Kosen?
Woher der Stirn, der heitern, wolkenlosen,
Die Zauber all', die göttlich sie umweben?

Von welchen Engeln stieg, aus welcher Sphäre
Herab so himmlisches, so schmelzend Singen,
Daß wenig nun zu schmelzen bleibt hienieden?

Von welcher Sonn' entsprang des Lichtes Hehre
In Augen, die mir Krieg und Frieden bringen,
Die mir das Herz in Eis und Feuer sieden?

197.

Welch Schicksal, welche Kräft' und Listen heben
Wehrlos aufs neu zum Schlachtfeld mich von hinnen
Der Schmach? Ein Wunder wär', entrinnen;
Mein wär' das Wehe, ließ' ich da mein Leben.

Nicht Weh, nein, nur Gewinn! So freundlich weben
Die Funken und die Leucht' im Herzen drinnen,
Die blendend es in Gluten läßt zerrinnen;
So brennend sah ich zwanzig Jahr' entschweben.

Des Todes Boten fühl' ich, wenn ich tagen
Und fernher blitzen seh' der Augen Flimmer;
Doch wenn sie näher mir sie aufgeschlagen,

So süß dann netzt und ritzt mich Amor immer,
Daß ich's nicht denken kann, geschweige sagen;
Das Wahr' erreichen Witz und Sprache nimmer.

198.

Ihr sinn'gen Frauen, einsam bald zu sehen,
Bald froh gesellt, die kosend hin ihr ziehet,
Sagt, wo mein Tod ist, wo mein Leben blühet,
Warum nicht unter euch, wie sonst geschehen? —

„In jener Sonn' Erinnrung freudig, gehen
Wir leidvoll, weil die süße Freundin fliehet,
Die Eifersucht uns ach! und Neid entziehet,
Den fremdes Glück verletzt, wie eigne Wehen."

Wer hemmt und zügelt Wesen, die sich lieben? —
„Die Seele nichts, den Leib Zorn, strenger Wille;
An ihr ist's jetzt, manchmal an uns zu schauen.

Doch oft steht auf der Stirn das Herz geschrieben;
So sah'n verdunkelt wir der Schönheit Fülle,
Und Thränen ihr aus feuchten Augen tauen."

199.

Wenn Sol ins Meer taucht seinen goldnen Wagen,
Umdüsternd mein Gemüt, wie Luft und Auen,
Wird eine schwere Nacht, voll Angst und Grauen
Mit Himmel, Mond und Stern mir zugeschlagen.

Dann red' ich ach! zu dir von meinen Plagen,
Die mich nicht hört, und hadre mit dem rauhen
Geschick und mit der Welt und meiner Frauen,
Mit Amor und mit mir in lauten Klagen.

Der Schlummer ist verbannt, die Ruhe fliehet,
Nur Seufzer gibt es bis zum Morgenschimmer,
Und Thränen, die von Herz zu Augen fließen.

Aurora kommt und hellt die Nacht; — mich nimmer.
Die Sonne nur, die mir das Herz durchglühet
Und labt; nur sie kann meinen Schmerz versüßen.

200.

Wenn Liebestreu', ein Herz, das sonder Lügen,
Ein süßes Schmachten, höfliches Verlangen,
Wenn frommer Wunsch, in edler Glut empfangen,
Wenn langes Irr'n auf Labyrinthes Stiegen,

Wenn jeglich Denken, abgemalt in Zügen,
Oder in Worten, die bald Scham, bald Bangen
Verschluckt, daß sie zum Ohre kaum gelangen;
Wenn veilchenblaß, drin Liebesgluten siegen,

Wenn andre lieber als sich selbst gewinnen,
Wenn Weinen nur und Seufzen nach wie ehe,
An Schmerzen, Zorn und Kummer nur sich weiden,

Wenn fern erglühen, nah zu Eis gerinnen,
Die Gründe sind, daß liebend ich vergehe, —
Ist's, Herrin, Eure Schuld, und mein das Leiden.

201.

Zwölf Frau'n, ja, Sterne, froh und unbegleitet,
Ehrbarlich müde, sah' ich; mitten ragen
Die Sonn'; auf einem Schifflein all' getragen,
Wie keines, glaub' ich, je durch Fluten gleitet.

Nicht gleich war ihm, das Jason einst geleitet
Zum Vließ, nach dem die Menschen all noch jagen,
Nicht das, worüber Troja noch muß klagen,
Von denen durch die Welt der Ruf sich breitet;

Dann sah ich sie im Siegeswagen thronen,
Und meine Laura mit dem frommen Wesen,
Zur Seite sitzend, holde Weisen singen;

Nicht Menschending' und ird'sche Visionen!
Sel'ger Autumedon! Typhis! erlesen,
So holde Frauenschar ans Ziel zu bringen!

202.

Nie war auf seinem Dach so abgeschieden
Ein Spatz, wie ich, kein Wild in dunklem Hage,
Seit mir ihr Antlitz fehlt, der nichts ich frage
Nach andrer Sonn' und Augenlust hienieden.

Nur immer Weinen gibt mir Freud' und Frieden,
Speis' ist mir Gall und Gift, das Lachen Klage;
Des Himmels Bläue Dunkel, Nacht ist Plage,
Das Bett ein hartes Schlachtgefild dem Müden.

Der Schlaf ist, wie der Mensch ihn nennt, in Wahrheit
Bruder des Tods, der freundlichen Gedanken
Das Herz entzieht, die es dem Leben einen.

Du einzig Land voll segensreicher Klarheit,
Ihr grünen Ufer, schatt'ge Blütenranken,
Ihr habt mein Glück, — ich muß es fern beweinen!

203.

O Luft, die du, an blond Gelock geschmieget,
Es hebst und regst und, hold von seinem Scheine
Bewegt, das süße Gold zerstreust, das reine,
Und sammelst dann in Knoten schön gefüget!

Du webst in Augen, draus mich hat besieget
So manch ein Pfeil, daß noch ich's fühl' und weine;
Und schwankend such' ich, ob mein Schatz erscheine,
Ein Roß, das scheu bald vor-, bald rückwärts flieget.

Denn bald find' ich ihn nah, bald dann gewahre
Ich ihn so fern; bald muß ich stehn, bald fallen;
Bald seh' ich, was ich wünsche, bald das Wahre.

Du Luft mit lichtem Strahl, beglückt vor allen,
Verweil'! — Und Welle du, o flücht'ge, klare,
Warum kann ich statt dein dahin nicht wallen?

204.

Amor schloß meine Brust mir auf, zu fügen
Und pflanzen drein, vom Herzen rings umfangen,
So grünen Lorbeer, daß sein lichtes Prangen
Wohl müßte jeglichen Smaragd besiegen.

Ihn schmückten Seufzer und der Feder Pflügen
Nebst süßen Wassern, die aus Augen sprangen,
Daß Düft' aus ihm empor zum Himmel drangen,
Wie sie wohl nie aus andern Zweigen stiegen.

Holdseligkeit und Tugend, Ruhm und Ehre
Und zücht'ger Reiz bei engelreinen Sitten,
Das sind die Wurzeln dieser edlen Pflanze.

So in mir lebt sie, wo ich hin mich kehre, —
O sel'ge Last mir! — und mit keuschen Bitten
Beug' ich die Knie vor ihrem Heil'genglanze.

205.

Ich sang, jetzt wein' ich, und ein gleich Vergnügen,
Wie sonst am Singen, ich am Weinen finde,
Weil, nicht der Wirkung denkend, nur der Gründe,
Zur Höhe meine irren Sinne fliegen.

Gleich trag' ich so der Härt' als Milde Fügen,
Was Haß, was Huld und Demut mir verkünde;
So daß ich keiner Bürde Druck empfinde,
Und meine Waffen keinem Zorn erliegen.

Drum mag nach alter Weise meinetwegen
Amor, die Herrin, Welt, Geschick verfahren;
Doch denk' ich stets nur Freuden zu erwerben.

Glüh', sterb' und schmacht' ich auch; ein Sein voll Segen,
Wie mein's, ist unterm Mond nicht zu gewahren;
So süß erweist die Wurzel sich des Herben.

206.

Ich weint', jetzt sing' ich, da ihr himmlisch Glühen
Nicht mehr die Sonn' entziehet meinen Blicken,
In der mich sittig Amor läßt erblicken
All seine süße Kraft, sein fromm' Bemühen;

Draus pflegt' er solchen Thränenstrom zu ziehen,
Mich vor der Zeit dem Leben zu entrücken,
Daß mir nicht Furt, nicht Segel, Ruder, Brücken,
Selbst Fittige nicht g'nügten zum Entfliehen.

So tief war und so reich der Thränen Quelle,
So weit das Ufer, daß mit den Gedanken
Kaum zu erreichen war die ferne Stelle.

Nicht Palm' und Lorbeer, aber Friedensranken
Schickt mir das Mitleid zu und spendet Helle,
Trocknet die Thrän' und will, ich soll noch leben.

207.

Wohl hatt' ich einst ein glücklich Los gewonnen,
Von Neide frei und frei von Thränengüssen;
Und wenn auch andre glücklicher sich wissen,
Ein Weh ist besser, denn viel tausend Wonnen.

Nun hält so schwere, trübe Wolk' umsponnen
Die Augen, meinen Trost in Kümmernissen,
Von welchen dennoch kein' ich möchte missen,
Daß wie erloschen meines Lebens Sonnen.

Natur, o Mutter! strenge du und milde!
Woher solch Können dir, solch streitend Wollen,
Daß du zerstörst dein eigen schön Gebilde!

Lebend'gem Quell ist jede Kraft entquollen;
Doch wie, o Vater, stimmt's mit deiner Milde,
Daß andr' uns dein Geschenk entreißen sollen?

208.

Welch großes Heil doch ward mir, als dem einen
Der schönsten Augen, die es je gegeben,
Da ich es sah von Schmerz und Nacht umgeben,
Die Kraft entquoll, die Schwäche gab dem meinen!

Nach langem Fasten sah ich sie erscheinen,
Um die allein ich Sorge trag' im Leben;
Himmel und Amor sah ich milder weben,
Als je, und alle Hulden mir vereinen.

Dem rechten Aug', nein rechter Sonn' entstiegen
Der Herrin, fühlt' ins rechte Aug' ich dringen
Die Wehen mir, die Lust, nicht Schmerz mir fügen,

Ganz so, als hätten sie Verstand und Schwingen,
Den Sternen gleich, die durch den Himmel fliegen;
Natur und Mitleid ließen es gelingen.

209.

O Kämmerlein, du Port mir sonst nach Tagen
Voll schwerer Stürme, freundlich aufgeschlossen;
Ein Quell der Thränen nun, zu Nacht ergossen,
Die Tags vor Scham ich muß verborgen tragen!

O Bettlein, Ruhstatt einst und Trost in Plagen!
Aus welchem Schmerzenskrug hält dich umflossen
Amor mit jener schnee'gen Hand, entschlossen,
Grausam und wider Recht nur mich zu schlagen?

Nicht dich nur, Heiligtum und Ruhstatt, flieh' ich!
Mir selbst mehr will ich und dem Bild entrinnen,
Mit dem ich sonst emporflog zu den Höhen.

Zu mir verhaßt-feindsel'gem Pöbel zieh' ich,
(Wer glaubt's?) da eine Zuflucht zu gewinnen;
So fürcht' ich mich, mit mir allein zu stehen.

210.

Weh, Amor trägt mich, meinem Wunsch entgegen, —
Und wohl gewahr' ich's, — auf verbot'nen Pfaden;
Drum ihr, die mir im Herzen thront voll Gnaden,
Werd' ich zur Last; nicht war das sonst mein Pflegen.

Kein kluger Schiffer wahrt' auf Klippenwegen
Sein Schiff, mit köstlich-reicher Fracht beladen,
Wie ich mein schwaches Boot bewahrt vor Schaden
Von ihres unbeugsamen Stolzes Schlägen.

Doch ew'ger Seufzer Stürm' und Thränenschauer
(Denn rings hat Wintersturm mein Meer umzogen
Und Schreckensnacht), sie haben's fortgetrieben,

Wo andern Leid, sich Qual es bringt und Trauer,
Und andres nicht, bezwungen so von Wogen,
Daß Segel nicht, noch Steuer ihm geblieben.

211.

Amor, ich irr', und seh', daß irr ich gangen;
Doch, wie wem Flammen an dem Busen zehren,
Erstirbt Vernunft, weil sich die Schmerzen mehren,
Bezwungen schon beinah von Weh' und Bangen.

Zu zügeln pflegte sie mein heiß Verlangen,
Der Stirne heitern Frieden nicht zu stören. —
Nicht mehr! Des Zügels muß die Hand entbehren,
Verzweifelnd hat die Seele Mut empfangen.

Drum, wenn sie stürmt, entfremdet ihrem Stile,
Machst du's, der du sie immer spornst aufs neue,
Daß sie die rauh'sten Wege sucht zum Ziele;

Und mehr der Himmelsgaben seltne Weihe
In meiner Herrin. — Mache, daß sie's fühle
Mindest und meine Schuld sich selbst verzeihe.

212.

Nicht hegt so viel der Tier' in seinen Fluten
Das Meer, soviel nicht überm Kreis des Mondes
Sah Sterne je die heiterste der Nächte,
Nicht wohnen so viel Vögel im Gebüsche,
Nie gab's so viel der Halm' an grüner Stelle,
Als mir Gedanken kommen jeden Abend.

Von Tag zu Tag hoff' ich den letzten Abend,
Der scheide vom lebend'gen Staub die Fluten,

Mich schlafen lass' an irgend einer Stelle;
Denn solches Leid ertrug diesseit des Mondes
Kein Mensch, als ich; das wissen die Gebüsche,
Die einsam ich gesucht so Tag' als Nächte.

Nie spendeten mir süßen Schlaf die Nächte;
Ich seufzete am Morgen wie am Abend,
Seit Amor mich zum Bürger schuf der Büsche.
Bevor ich ruh', entbehrt das Meer der Fluten,
Entbehrt die Sonn' ihr Licht vom Glanz des Mondes,
Erstirbt des Lenzes Blum' an jeder Stelle.

Hinschwindend zieh' von Stell' ich nun zu Stelle,
Sinnend bei Tag, und weine dann die Nächte;
Und mein Bestand ist nur, wie der des Mondes.
Alsbald, so wie ich dunkeln seh' den Abend,
Erseufzt das Herz, dem Aug' entströmen Fluten,
Gräser zu baden, zu erschüttern Büsche.

Feindlich sind Städte, freundlich die Gebüsche
Dem Schmerz, den hier an hoher Uferstelle
Ich wandelnd mit dem Murmellaut der Fluten
Ergieße durch die süße Ruh' der Nächte.
Drum harr' am Tag' entgegen ich dem Abend,
Bis daß die Sonn' entflieh' vorm Schein des Mondes.

O daß ich doch mit ihm, zu dem des Mondes
Göttin sich neigt, entschlief' im Laubgebüsche!
Daß, die mir vor der Dämm'rung bringt den Abend,
Mit ihr und Amor käm' an diese Stelle,

Allein, zu bleiben eine nur der Nächte,
Und Tag und Sonne nie entstieg' den Fluten!

Canzon', an Fluten, bei dem Schein des Mondes
Erzeugt, in Nächten! mitten im Gebüsche,
Wirst reiche Stelle sehen morgen abend!

213.

Verstand der Engel, königliches Walten,
Ein klarer Geist, ein Auge scharf und helle,
Ein hoher Sinn, Vorsicht, bedacht und schnelle
Und solchen Herzens wert fürwahr zu halten,

Sah schönen Frauenkranz sich rings entfalten,
Daß reicher Glanz dem Feste sich geselle,
Und fand die schönst', ein Kenner, auf der Stelle
Unter so vielen herrlichen Gestalten.

Andre, die über ihr in Zeit und Glücke,
Wies mit der Hand alsbald er auf die Seite
Und grüßte liebreich eine nur im Kreise,

Und drückt' ihr einen Kuß, mit Huld im Blicke,
Auf Aug' und Stirn, daß jegliche sich freute;
Ich sah mit Neid die süß' und fremde Weise.

214.

Wann um das Frührot sich ein süßes Wehen
Zur Lenzeszeit in Blumen regt und Blüten,
Und Vöglein rings beginnen ihre Weisen,
So süß dann regt sich drinnen in der Seele
Erinnerung an sie und ihre Stärke,
Daß ich erneuen muß die alten Laute.

O würden meine Seufzer süße Laute,
Lauren zu sänftigen in lindem Wehen,
So Recht zu üben gegen ihre Stärke!
Doch eh' wird Winter Jahreszeit der Blüten,
Eh' Liebe blüht in dieser hohen Seele,
Die nimmer fragt nach Sang und Reimesweisen.

Wie viel der Thränen, ach! wie viel der Weisen
Hab' ich verschwendet! und wie viel der Laute
Hab' ich versucht, zu beugen diese Seele!
Doch steht sie fest, gleich rauher Alp im Wehen
Der Weste, die wohl Laub zerstreu'n und Blüten,
Doch nichts vermögen wider größ're Stärke.

Menschen und Götter überwand durch Stärke
Amor, so künden Sprüch' und Sangesweisen,
Mir ward es kund zur Zeit der jungen Blüten.
Weder mein Herr nun zwingt, noch seine Laute,
Noch Thrän' und Bitte sie, daß sie der Wehen
Oder des Seins entlade meine Seele.

So ruf' in letzter Not, o arme Seele,
All' deine Weisheit auf, all' deine Stärke,

Weil uns des Lebens Lüfte noch umwehen.
Was können nicht auf Erden Sängers Weisen!
Der Schlangen Gift beschwören ihre Laute, —
Warum nicht schmücken Eis mit jungen Blüten?

Jetzt lachen rings auf Hügeln Halm' und Blüten;
Es kann nicht sein, daß diese Engelseele
Sie nicht vernähm', der Liebe süße Laute; —
Doch ist mein bös Geschick von größ'rer Stärke,
Weinend dann will und singend meine Weisen
Mit lahmem Rind' ich jagen Windeswehen.

Ein Netz für Zephyrwehen, Eis für Blüten
Sind meine Weisen tauber, stolzer Seele,
Die Amors Stärke schmäht und seine Laute.

215.

Zu Amor fleht' ich, wie ich jetzt noch flehe,
Daß Eure Huld er freundlich mir erneue,
O süßes Leiden! herbe Lust! wenn Treue
Mich irren ließ vom Pfad zur rechten Höhe.

Gestehen muß ich's, wie ich's jetzt gestehe,
Daß die Vernunft, die Mutter frommer Reue,
Dem Trieb' erliegt, der immerdar aufs neue
Dahin mich führt, wo ich gezwungen gehe.

Ihr mit dem Herzen, das der Himmel gnädig
Mit hellem Geist und hoher Tugend kläret,
Wie je herab aus güt'gen Sternen troffen,

Mitleidig müßt ihr sprechen, Zornes ledig:
„Was kann er sonst, von meinem Blick verzehret?
Warum so schön ich? er voll Wunsch und Hoffen?“

216.

Der hohe Herr, vor dem nicht flücht'ge Eile,
Wehr und Verbergen Schutz vermag zu spenden,
Hatte mein Herz, zur Freud' es hinzuwenden,
Entbrannt mit einem glühen Liebespfeile;

Und war auch tötlich gleich in erster Weile
Der Schuß; um sein Beginnen zu vollenden,
Nahm einen Pfeil des Mitleids er zu Händen,
Daß er dem Herzen Wund' auf Wund' erteile.

Die eine Wunde Glut und Flamm' entbindet,
Die andre Thränen, die aus Augen senket
Der Schmerz, der mich um Euer Leid befangen.

Erguß von zweien Quellen nicht ertränket
Ein Fünklein nur der Brunst, die mich entzündet;
Vielmehr durch Mitleid wächset das Verlangen.

217.

Schau', müdes, liebes Herz, dort jene Höhen!
Da ließ ich gestern sie, die, uns in Treuen
Ein Weilchen hold, sich's später ließ gereuen,
Dem Aug' jetzt möcht' entlocken ganze See'n.

Kehr' du dahin; gern will allein ich stehen;
Sieh', ob's noch Zeit, die Schmerzen zu zerstreuen,
Die stärker nur bis jetzo sich erneuen,
Prophet du und Genosse meiner Wehen! —

„Der du, in Selbstvergessenheit befangen,
So sprichst, als wär' dein Herz dir noch zur Seiten,
Armer Verblendeter in eitlem Sinnen!

Denn als von deinem teuersten Verlangen
Hinweg du zogst, mocht' es dich nicht begleiten,
Und barg sich tief in schönen Augen drinnen."

218.

Du grüne Höh' mit schatt'gen Blütenbogen,
Wo singend ruht, oder in sich gekehret,
Von ew'gen Geistern Zeugnis uns gewähret
Sie, die der ganzen Welt den Ruhm entzogen;

Mein Herz, das ihretwegen mir entflogen,
Und weislich thut und mehr, so nie es kehret,
Sucht, wo das Gras, vom schönen Fuß geehret,
Die Thränen dieser Augen eingesogen.

Es seufzt und saget oft: „Ach, dürft' erscheinen
Hier nur ein Weilchen er, des Grams Geselle,
Der müde schon vom Leben und vom Weinen!"

Sie lacht des, und verschieden sind die Fälle;
Herzlos gleich' ich dem Stein', du Edens Hainen,
O glückliche du, heil'ge, süße Stelle!

219.

Schlimmes bedrängt mich, schlimm'res ich erspähe,
Und einen Pfad zu ihm, so breit und eben,
Daß ich in gleichen Wahnsinn mich ergeben,
Mit dir abirrend in demselben Wehe.

Weiß nicht, ob ich um Krieg, um Frieden flehe;
Groß ist der Schaden, bös, in Schande leben. —
Doch warum zagen? — Will nicht widerstreben
Des Ew'gen Schlusse, was mir auch geschehe.

Zwar bin ich würdig nicht der Ehr' und Güte,
Die du mir angethan; dich täuscht die Liebe,
Die auch ein helles Aug' oft falsch läßt sehen;

Doch himmelwärts zu heben mein Gemüte,
Ist mein Entschluß, zu spornen Herz und Triebe; –
Kurz ist die Zeit, und langer Weg zu gehen.

220.

Ein frisches Rosenpaar, gepflückt in Eden,
Ehgestern, bei des ersten Mai's Entfalten,
Ein schön Geschenk vom lieben, klugen Alten,
Zwei Jüngeren gereicht, eine für jeden,

Mit einem Lächeln und so süßen Reden,
Den rauh'sten Mann in Liebe festzuhalten,
Mit strahlenden Gefunkels süßem Walten
Verändert' es im Angesicht jedweden.

„Nie hat der Tag solch Liebespaar beschienen!“
Sprach lächelnd er und seufzete dazwischen,
Und beid' umarmend wandt' er sich im Runde.

So teilt' er Wort' und Rosen zwischen ihnen;
Drob noch im Herzen Freud' und Furcht sich mischen.
O sel'ge Rednergab', o frohe Stunde!

221.

Die laue Luft, die lind den Lorbeer reget
Und lichter Locken Gold, erseufzend leise,
Aus Leibern bannt sie wunderbarer Weise
Die Seelen, von so holdem Spiel beweget.

O weiße Ros', in Dornen jung geheget,
Wann kommt, der deinesgleichen find' im Kreise,
Stolz unsrer Zeit? — Gib, Vater, daß die Gleise
Der Erd' ich lass', eh' ihre Stunde schläget!

Daß ich nicht seh' das allgemeine Klagen,
Der Welt ihr einzig Sonnenlicht entrissen,
Den Augen, die kein andres Licht ertragen,

Der Seele, die von anderm nichts mag wissen,
Und Ohren, die nach anderm wenig fragen,
Wie dann ihr süßes, frommes Wort sie missen.

222.

Vielleicht glaubt mancher, daß zu weit ich gehe,
Wenn ich, die ich anbet' auf Erden, preise,
Und über alle sie als fromm und weise,
Als adlig, ehrbar, schön und hold erhöhe.

Mir scheint es anders, und in Furcht ich stehe,
Daß sie mein Wort zu niedrig schmäh' und leise,
Sie, wert wohl einer höhern, feinern Weise;
Wer zweifelt, komme, daß er selbst sie sehe.

Und heißen wird es dann: Wonach er ringet,
Athen wohl könnt' es und Arpinum quälen,
Mantua, Smyrna, ein' und andre Leier.

Irdische Zunge genüget nicht zur Feier
Des Göttlichen; nicht durch ein freies Wählen, —
Durch Schickung Amor sie bewegt und zwinget.

223.

Wer sehn will, was hier unter uns gewähren
Natur und Himmel, komme, sie zu sehen,
Als Sonn', erwählt, nicht mir nur aufzugehen,
Den Blinden auch, die keine Tugend ehren.

Und komme bald; denn, die der Schuld entbehren
Raubt erst der Tod und läßt die Schuld'gen stehen,
Sie, die Ersehnte in der Götter Höhen,
Schön Erdending, vergeht und kann nicht währen.

Sehn wird er, kommt er bald, all' königliche
Sitt', alle Tugend, allen Reiz zum Kranze
In einem Leibe wunderbar sich einen;

Wird sagen dann, stumm seien meine Sprüche,
Mein Geist geblendet von dem hehren Glanze;
Doch, wenn er zögert, wird er wenig weinen.

224.

Wie wird mir bang, kehrt vor die innern Sinnen
Der Tag, da ich, in Schwermut hingegeben,
Die Herrin ließ, bei ihr mein Herz! Im Leben
Mag keinem Ding' so gern und oft ich sinnen.

Ich seh' sie dann mit demutvollem Minnen
Aus schönen Frau'n sich wie die Ros' erheben
Aus Blümlein, freudig nicht, noch traurig eben,
Wie wer, ohn' andres Weh, sich fürchtet innen.

Sie hatte jeden Schmuck von sich geleget,
Gewand der Freude, Perlen, Kränze, Spangen,
Lachen, Gesang und menschlich-süße Rede.

So ließ mein Leben ich von Fahr umheget.
Graunbilder, Träum' und Ahnungen umfangen
Mich nun, und gebe Gott, daß nichtig jede!

225.

Sonst pflegt' im Traum mir fernher Trost zu reichen
Die Herrin durch ihr englisches Erscheinen;
Jetzt sendet sie mir Schrecken nur und Weinen;
Nicht kann ich mehr der Qual, der Furcht entweichen.

Oft seh' auf ihrem Antlitz ich die Zeichen
Des Mitleids sich mit bitterm Schmerz vereinen,
Und höre Dinge, die Gewähr mir scheinen,
Daß Freud' und Hoffnung bald die Segel streichen.

„Gedenkst du noch der letzten Abendstunde,“
Spricht sie, „als ich dein Auge ließ in Zähren,
Und, von der Zeit gedrängt, von dir geschieden?

Da konnt' ich nicht, noch mocht' ich dich belehren;
Jetzt sag' ich dir, als wahr' und sichre Kunde:
Nicht hoffe, je zu sehen mich hienieden!“

226.

O jammervolles, schreckliches Gesichte!
So ist's denn wahr, daß vor der Zeit dies hehre
Gestirn erlosch, das in des Jammers Schwere,
In Hoffnung bei mir stand mit seinem Lichte? —

Wie aber kommt's, daß ich so groß Gerüchte
Von andern Boten, von ihr selbst nicht höre? —
Nein! Gott nicht hätte des, Natur nicht Ehre;
Mein Glaube war ein eiteles Gedichte!

Wohl mir, daß noch den Anblick zu erleben
Des schönen Angesichts, ich hoff' und träume,
Zur Stütze mir, der Welt zum Schmuck gegeben!

Doch wenn der schönen Herberg' ird'sche Räume
Sie floh', zur ew'gen Wohnung aufzuschweben,
So bitt' ich, daß mein letzter Tag nicht säume.

227.

Voll Zweifels wein' ich, wenn ich jetzt gesungen,
Und fürcht' und hoff' und atme aus mein Kränken
In Vers' und Seufzern; Amors Streiche lenken
All' auf mein Herz sich, das von Weh durchdrungen.

Wird je dies fromme Angesicht, bezwungen,
Sein erstes Licht dem Auge wieder schenken? —
(Nicht weiß ich ach! was ich bei mir soll denken)
Oder hat's ew'ge Thränen ihm bedungen?

Den Himmel zu empfahn, der ihm gebühret,
Vergaß es, daß zwei Augen hier noch tagen,
Denen es Sonn' ist, die nicht andres rühret?

In solchem Krieg ohn' End', in solchem Zagen
Leb' ich ein Leben, wie ich nie geführet,
Wie wer umirrt, auf dunkeln Pfad verschlagen.

228.

O süße Blick', o Wörtlein klug gewendet,
Werd' ich euch wieder hören, wieder spüren?
O blonde Locken, die mein Herz umschnüren,
In deren Haft zum Tod es Amor sendet!

O schön Gesicht, zum Unheil mir gespendet,
Drob Thränen nur genußlos zu verlieren!
O Trug der Lieb', o schmeichelndes Verführen,
Mir Lust zu geben, die in Leid nur endet!

Und wenn aus schönen, sanften Augen dringet,
Wo mein Gedank' und Leben wohnet innen,
Ein sittig holder Blick vielleicht zu Zeiten;

Dann schnell, daß meine Freuden all' zerrinnen,
Entfernt mich, oder Ross' und Schiffe bringet
Mein Los, behend nur, Weh mir zu bereiten.

229.

Ich lausch' und kann doch Kunde nicht erlangen
Von meiner süßen Gegnerin Beginnen;
Noch weiß ich, was ich sagen soll und sinnen,
So teilt mein Herz in Hoffnung sich und Bangen.

Wohl mancher schon hat Schönheit Weh verhangen;
Schöner ist sie, als all', und keuscher innen;
Vielleicht, daß Gott so reine nahm von hinnen,
Daß sie, ein Stern, am Himmel sollte prangen,

Ja, eine Sonne; drum mit langem Leiden
Und kleinen Rasten muß zu Ende gehen
Mein Leben nun. Warum, o hartes Scheiden,

Hältst du so ferne mich von meinen Wehen?
Vollbracht sind meines Schauspiels kurze Freuden,
Mein Leben halben Wegs zum End' ersehen.

230.

Wenn frohe Liebende des Morgens Kunde
Hassen und nach dem Abende verlangen,
Mehrt mir der Abend Thränen nur und Bangen,
Ist mir der Morgen glücklichere Stunde.

Dann öffnet oft in einerlei Sekunde
Zwei Osten ein' und andrer Sonne Prangen,
Die gleich von Schönheit und von Licht umfangen,
Den Himmel ziehn zur Erd' im Liebesbunde.

Wie's da schon war, als noch die Zweig' am Leben,
Die mir durchs Herz tief ihre Wurzel breiten,
Und die ich andrem mehr, als mir, ergeben,

Geht es mir noch von zwei verschiednen Zeiten;
Denn segnen muß ich, die mir Ruh' will geben,
Und hassen, die mir Weh' kommt zu bereiten.

231.

O könnt' ich je der Rach' an ihr genesen,
Die mich durch Blick und Rede gleich zerstöret,
Und dann zu größerm Leid sich von mir kehret,
Die Augen bergend mir, die süßen, bösen!

So meiner Geister matt bekümmert Wesen
Sauget mir aus allmählich und verzehret
Und brüllend, wie ein Leu, ans Herz mir fähret
Die Nacht, die ich zur Ruhe mir erlesen!

Die Seele, die sonst nur der Tod verdränget,
Trennt sich von mir, und, ihrer Haft entkommen,
Fliegt sie zu ihr, die drohend sie empfänget.

Wohl hat es manchmal Wunder mich genommen,
Wenn die nun spricht und weint und sie umfänget,
Daß fort sie schläft, wann solches sie vernommen.

232.

Wonach ich seufz' und schmacht', auf schönen Wangen
Hing sehnend fest mein Blick, als, — wie zu fragen:
„Was denkst du?“ — Amor vor mir aufgeschlagen
Die teure Hand, mein anderes Verlangen.

Wie Fisch' im Netz, hing da mein Herz gefangen,
Woraus durch Beispiel gute Werke tagen,
(Die Wahrheit sah mein Sinn nicht vor Behagen)
Wie Vögelein im Leim an Zweigen hangen.

Der Blick doch, dem sein Gegenstand genommen,
Wollte wie träumend sich den Weg bereiten,
Ohn' den doch all' sein Glück nur unvollkommen.

Die Seele, zwischen beiden Herrlichkeiten,
Fühlte sich wie von Himmelslust beklommen,
Empfand, ich weiß nicht, was für Süßigkeiten.

233.

Hell sah ich Funken aus zwei Lichtern tagen,
Und, nach mir blitzend, freundlich mich umspinnen;
Aus klugem Herzen hört' ich seufzend rinnen
Erhabne Red', auf sanfter Flut getragen,

Daß beim Erinnern schon ich muß verzagen,
Gedenk' aufs neu' ich jenes Tages innen,
Wie damals überrascht ich kam von Sinnen,
Als sie der alten Härte sich entschlagen.

Die Seele, stets genährt in Schmerz und Leiden,
(So viel vermag ein alt befestigt Pflegen!)
Vermochte nicht, das Doppelglück zu fassen,

Da schon beim Vorgeschmack so neuer Freuden
Sie Furcht und Hoffnung wechselnd bang bewegen,
Und zweifelnd oft sie zögert, mich zu lassen.

234.

Stets sucht' ich Einsamkeit vor allen Dingen,
(Die Ströme können's, Feld und Busch verkünden)
Um zu entfliehen jenen Tauben, Blinden,
Die fernab von des Himmels Pfaden gingen.

Und dürft' ich meiner Wünsche Ziel erringen,
Hielt ferne von Toskanas lauen Winden
Mich noch in ihren schönen dunkeln Gründen
Die Sorga, die mir weinen hilft und singen.

Mein Schicksal aber, immerdar mir feindlich,
Stößt dahin mich, wo ich mit Herzeleide
Im Schlamme meinen teuren Schatz erblicke.

Der Hand, mit der ich schreibe, ward es freundlich
Diesmal; und wohl verdient sie solches Glücke;
Amor sieht's; ich und sie, wir wissen's beide.

235.

In solchem Stern hab' ich zwei Augen sehen,
An Huld und Tugend allen überlegen,
Daß vor der holden Liebesnester Regen
Mein Herz den schönsten Anblick muß verschmähen.

Nicht kann vor ihr das Herrlichste bestehen,
Was fremde Land' und ferne Zeiten hegen,
Nicht, die gebracht einst ihrer Schönheit wegen
Den Griechen Not, Troja die letzten Wehen;

Ihr weicht das schöne Römerweib, des Eisen
Die keusche, zorn'ge Brust durchstach, ingleichen
Hypsipyle, Argia, Polyxene.

Wohl mag Natur sich hoch ob solcher Schöne,
Ich will in ihr mein höchstes Labsal preisen!
Doch was? Sie kam so spät, schnell zu entweichen.

236.

Wo eine Frau nach hohem Ruhme strebet,
Den Geist, Holdseligkeit und Kraft begründen,
Sie wird in meiner Feindin Aug' ihn finden,
Die alle Welt als meine Frau erhebet;

Wie Ehre sich erwirbt, in Gott sich's lebet,
Wie Anmut sich und Ehrbarkeit verbünden,
Man lernt es da; und wie aus Erdengründen
Zum Himmel, der sie liebt, grad auf man schwebet;

Die Red' auch, die kein Griffel je erreichet,
Das schöne Schweigen und das fromme Pflegen,
Die zu beschreiben weiß kein menschlich Sinnen. —

Blendende Schönheit, der sich nichts vergleichet,
Lernt da sich nicht; denn solcher Lichter Segen
Ist Himmelsgab', ihn kann nicht Kunst gewinnen.

237.

„Wertvoll ist's Leben, und nach ihm zu preisen
In schönen Frau'n ein ehrbarliches Streben.“ —
Kehrt's um, o Mutter; nie ja hat's gegeben
Schönheit und Wert ohn' ehrbarlich Befleißen;

Und die sich Ehre läßt entreißen,
Ist weder Frau, noch auch lebendig eben;
Und scheint sie's auch, ist's schuldvoll bittres Leben,
Schlimmer, als Tod und herbste Pein, zu heißen.

Nicht hat Lucretia Wunder mich genommen,
Als daß zum Tod das Schwert sie mußt' ergreifen,
Und nicht der Schmerz allein ihr konnte g'nügen.

Die Weisen aller Zeiten mögen kommen
Und drüber sprechen! All' am Boden streifen;
Die Eine nur sehn himmelwärts wir fliegen.

238.

O Baum du der Triumph' und Sieg', erzogen,
Feldherrn- und Dichter-Scheitel zu umweben,
Wie viel in diesem kurzen Erdenleben
Hast du mir Leid und Freuden zugezogen!

Wahrhafte Herrin, einem nur gewogen,
Der Ehre, die vor allen dir gegeben,
Nicht Amors Schling' und Netz macht dich erbeben,
Deinen Verstand hat Schlauheit nie betrogen.

Adel des Bluts und was von werten Schätzen
Hier unter uns, Gold, Perlen und Rubinen,
Verachtest all' du als gemeine Bürde.

Die hohe Schönheit, der nichts gleich zu setzen,
Kann nur so weit sich deine Huld verdienen,
Als sie der innern Keuschheit Schmuck und Zierde.

239.

Ich sinn' und fühl' im Sinnen mich durchdringen
Ein heftig Mitleid mit mir selbst zuzeiten,
Das oft mich will verleiten
Zu andern Thränen, als die sonst mir kommen.
Denn täglich seh' mein End' ich näher schreiten,
Und tausendmal wohl fleht' ich Gott um Schwingen,
Mich aus der Erde Schlingen
Empor zu tragen, solchem Weh entnommen.
Doch alles will am Ende wenig frommen,
Seufzer, Gebet und Thrän', in meinem Harme.
Und also muß es wohl mit Recht ergehen;
Denn wer da fällt, wo er vermag zu stehen,
Verdient, daß niemand seiner sich erbarme.
Die mitleidsvollen Arme,
Auf die ich trau', seh' ich noch ausgestrecket;
Doch andrer Beispiel schrecket,
Und zitternd denk' ich, wie mit wirrem Spiele
Mich's treibt, so nah' vielleicht dem letzten Ziele.

Zum Geiste spricht und saget ein Gedanke:
„Du schwärmst! Wo meinst du Hilfe zu erlangen?
Ist, Armer, dir's entgangen,
Wie deine Zeit dahin in Schande fähret?
Entschließ', entschließ' dich schnell und sonder Bangen,
Und reiß' aus deinem Herzen jede Ranke
Der Lust, die nie das kranke
Gemüt beglückt, nur seine Ruhe störet!
Wenn lang' dich schon der Ueberdruß verzehret
Des falschen Glücks, so bald dahingeschieden,
Das trügerisch die Welt dem Menschen spendet,

Warum bleibt ihm dein Hoffen zugewendet,
Das ohne Dauer ist und ohne Frieden?
So lang du lebst hienieden,
Lenkst du des Geistes Zügel nach Gefallen.
O laß ihn nimmer fallen!
Zögern — du weißt — pflegt oft Gefahr zu spinnen,
Und nicht zu früh ist's, solches zu beginnen.

Wohl weißt du, welche Lust dein Aug' empfunden,
Als huldreich dir einst jene trat entgegen.
Die, uns zu größerm Segen,
(O könnt' es sein!) erst würde noch geboren.
Erwäge reiflich (und du mußt's erwägen)
Ihr Bild, wie's in dein Herz den Weg gefunden,
Das jede Flamm', entbunden
Durch andre Fackel, hätte leicht beschworen.
Sie gab die Glut; und wenn, darin verloren,
Du jahrelang den Tag herbeigesehnet,
Der uns zum Heile nimmer eingetroffen,
So hebe dich zu einem sel'gern Hoffen;
Zum Himmel schau', der endlos und geschönet
Ob deinem Haupt sich dehnet! —
Da, froh im Schmerz, dein Sehnen schon hienieden
Mit einem Wort zufrieden,
Mit einem Augenwink, mit Liebesweisen,
Wie wirst du jenseit erst dich glücklich preisen!"

Noch lebt in mir ein anderer Gedanke,
Der, bittersüß, mir Lust und Schmerzen bietet,
Und, mühvoll drin behütet,
Das Herz mit Sehnsucht drückt, mit Hoffnung nähret,

Der, nur nach Ruhm zu trachten, mir gebietet,
Ob ich darob in Glut und Frost erkranke,
Ob matt und bleich ich wanke,
Und, töt' ich ihn, nur stärker wiederkehret.
Seit ich der Wiege Schlummerlied gehöret,
Erwuchs mit mir gemach dies stolze Wähnen;
Ich fürcht', uns deck' einst eine Grabeshöhle.
Wann einst vom Leib sich trennen wird die Seele,
Läßt sie zurück auf Erden dieses Sehnen.
Was aber der Hellenen,
Was Latiums Sprache dann von mir verkünde,
Es gleicht dem Hauch der Winde;
Drum möcht' ich, was ein Nu vernichtet, lassen,
Die Schatten meiden, Wahres nur umfassen.

Doch aufrecht kann sich kein Gedank' erhalten,
Beginnt ein anderer in mir zu tagen;
Denn will von ihr ich sagen,
Vergess' ich mein, und Stund' an Stund' entflieget.
Zwei Augen sind's, die mich darniederschlagen,
Wann ihres Lichtes Strahlen sich entfalten,
Und sanft am Seil mich halten,
Das nicht Gewalt, nicht Geisteskraft besieget.
Was hilft es nun, daß fest in Eins gefüget
Mein Nachen? Bleibt er doch in Klippen hangen,
Annoch gefesselt von zwei solchen Schlingen!
Du, der du mich erlöst von andern Dingen,
Die vielgestaltig sonst die Welt befangen,
Warum von meinen Wangen
Nimmst du, o Herr, nicht solcher Schande Zeichen?

Träumenden zu vergleichen,
Seh' vor den Augen ich des Todes Speere;
Gern kämpft' ich, ach! und habe keine Wehre.

Ich kenne mich; nicht Wahn und Blindheit sollen
Mich täuschen; Liebe nur hält mich umwunden,
Und wer sich der verbunden,
Kann nimmer ehrenvoll der Schmach genesen;
Und manchmal kommt zum Herzen, tief empfunden,
Mir ein gestreng und rauhes Liebesgrollen,
Das mein geheimstes Wollen
Mir an die Stirne schreibt, daß all' es lesen.
„Treu zu erglühen für ein irdisch Wesen
Mit Flammen, die nur Gott allein gebühren,
Ziemt denen nimmer, die um Beſſ'res minnen!“
So ruft es laut in mir, vom Pfad der Sinnen
Die irrende Vernunft zurückzuführen.
Sie hört's und läßt sich rühren
Und will; doch böse Sitte gibt ihr Flügel
Und zeigt ihr, wie im Spiegel,
Sie, die, nur mich zu töten, trat ins Leben,
Weil sie sich selbst, ich ihr zu sehr ergeben.

Nicht weiß ich, was bei meines Daseins Grauen
Der Himmel mir an Zeit zum Kampf ersehen,
Den rastlos zu bestehen
Mit meinem eignen Selbst, ich unternommen,
Noch kann den Tag, den letzten meiner Wehen,
Voraus ich durch des Leibes Hülle schauen;
Allein ich seh' ergrauen
Mein Haar und jede Glut in mir verglommen.

Jetzt nun, da ich ganz nah der Zeit gekommen
Des Scheidens, oder doch nicht fern mehr schreite,
Späh' ich, wie einer, den erlittner Schade
Gewitzt, zurücke nach dem rechten Pfade,
Daß er zu gutem Porte mich geleite.
Und weil von einer Seite
Zur Umkehr Scham und Reue mich erfassen,
Will andrerseits nicht lassen
Ein alt Begehren, so durch Zeit gestählet,
Daß es im Tod auch noch sich mir vermählet.

So steht es denn mit mir! — Mein Herz ist kälter,
Canzon', als kalter Schnee, vor bangem Zagen.
Ich seh' mich rettungslos am Abgrund schaudern,
Da um den Webbaum ich in schwankem Zaudern
Der kleinen Webe größten Teil geschlagen.
Und nie hat wer getragen
So schwere Last, als ich in diesem Streite,
Der ich, den Tod zur Seite,
Mir neue Plane suche für mein Leben,
Das Beff're sehend, Schlimm'rem hingegeben.

240.

Das wilde Herz, das rauhe Widerstreben,
Die in demüt'gem Engelleibe schalten,
Sollt' alte Strenge lange noch sich halten —
Siegen sie auch, ist's ehrenvoll nicht eben.

Ob Blüten, Gräser sterben oder leben,
Ob Nächte dunkeln, Strahlen sich entfalten

Ich wein', und darf die Klage lassen walten
Ob des Geschicks, der Lieb' und Herrin Weben.

Von Hoffnung leb' ich nur, seit ich gesehen,
Daß wen'ger Tropfen wiederholte Schläge
Marmor und feste Steine schon durchdrangen.

Nicht gibt's so hartes Herz, das nicht durch Flehen,
Durch Lieb' und Thränen endlich sich bewege;
Kein kalter Sinn, der Glut nicht sollt' empfangen.

241.

Mein teurer Herr, mich treibet all mein Sinnen,
Zu sehen dich, den immerdar ich sehe;
Doch mein Geschick (und gäb's ein größ'res Wehe?)
Treibt mich umher und läßt mich nicht entrinnen.

Das Amor in mich haucht, mein sehnend Minnen
Führt mich zum Tod, bevor ich mir's versehe;
Und weil ich rings nach zweien Lichtern spähe,
Seufzt, wo ich sei, mir Tag und Nacht es innen.

Liebe zum Herrn und zu der Herrin, glaube,
Sie sind die Ketten, drin ich lieg' in Schmerzen,
Obwohl ich selber sie mir umgewunden.

Adliche Säule mit des Lorbeers Laube,
Dies achtzehn, jene fünfzehn Jahr' im Herzen
Trug ich; und hab' Erlösung nie gefunden.

heit ihrer Empfindungen Vittoria Colonna (1490—1547) von der wir elegische Sonette und **Rime spirituali** besitzen und Veronica Gambara (1485—1550). Auch die erotischen Sonette des ungemein reich beanlagten Francesco Mario Molza (1489—1544) müssen zu den Ausnahmen gerechnet werden. Dagegen bestätigten Pietro Bembo (1470—1547 **Rime, Gli Asolani**) einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit, Giovanni della Casa (1503—1556), Annibale Caro (1507—1566) Bernardino Baldi (1553—1617) der Erfinder der **Sonetti intrecciati**, Girolamo Muzio, Giambattista Strozzi (st. 1571), Giovanni Guidiccioni (1500—1541) Luigi Alamanni (1495 bis 1556) u. a. in den meisten Fällen die Regel. Der letztere vertrat auch mit Giovanni Rucellai (1475—1526 **Le api**) das didaktische Gedicht und gehörte zugleich mit Francesco Berni (1490—1536), Pietro Nelli und Ariosto zu den namhaftesten Satirikern dieser Periode. Als hervorragender Sonettendichter darf auch Michael Angelo Buonarotti (1475—1564) nicht unerwähnt bleiben.

Auf dem Gebiete des Drama's zeigte sich die kräftigste und glücklichste Entwickelung nach Seiten der Komödie hin, während die Tragödie unselbstständig blieb und sich in der Nachahmung antiker Muster verlor. Wir haben schon gesehen, daß Lorenzo de'Medici, der selbst eine **Rappresentazione di San Giovanni e San Paolo** verfaßte, an Stelle der religiösen Stoffe (und ziemlich rohen dramatischen Darstellungen) antike zu setzen sich bemühte. Pomponio Leto (st. 1498) in Rom wies wieder auf das römische Theater hin und nachdem 1472 in Mantua Poliziano's „Orfeo" aufgeführt worden war, erblühten bald in vielen größeren Städten Italiens Theater. Auf den „Orfeo" folgten die „Sofonisba" des Trissino, „Oresto" und „Rosamunde" von Rucellai, Vicenzo Martelli's grausige „Tullia", die mit andern Tragödien ähnlicher Tendenz wie Giraldi's „Orbecche", Dolce's „Marianna", Decio da Orti's „Acripanda", Speroni's „Canace" rc. auf die genannte „Rosamunde" als Ausgangspunkt hinweisen. Ungleich höher als diese Dramen stehen Tassos „Torrismondo" und Pietro Aretino's „Orazia" — Die Komödie der Italiener zerfällt in die **Commedia erudita** und in die **Commedia dell' arte**. Die volkstümliche **Commedia dell' arte** wurde nur nach einem allgemeinen Scenenentwurf gespielt und setzt das bei den Italienern in so hohem Maße vorhandene improvisatorische Talent der Darsteller voraus. Als Erfinder dieser Stegreifkomödie gilt der Günstling des Papstes Leo X. der Komiker Francesco Chera. Stehende Masken, die meist Eigentümlichkeiten der Bewohner einzelner Städte an sich trugen, spielten darin eine Hauptrolle. Die hauptsächlichsten derselben waren: Arlechino, Beltramo di Milanno, Brighella, Capitano, Colombina, Dottore, Fricasso, Giangurgolo, Narcissino von Malaberge, Pantalone, Pulcinello, Skapino, Skaramuz, Stentrello, Tartaglio, Triffaldino rc. Im Gegensatz zu der rein volkstümlichen und nationalen **Commedia dell' arte** ging die **Commedia erudita** auf Plautus und Terenz als Vorbilder zurück. Gemeinhin gilt der Kardinal Bibbiena (geb. 1470), der Verfasser eines nach den Menächmen des Plautus geschriebenen Lustspiels „Calandria" als ihre Begründer. Um dieselbe Zeit schrieb auch Ariosto seine vier Lustspiele **„Cessaria" „I suppositi"**, „Lena" und **„Il negromante"**. Der größte unter den Vertretern der **C. erudita** war Niccolo Machiavelli (1459—1527), auf den noch als Historiker zurückzukommen ist und Aretino (1492—1557). Der Erstere schuf in seiner „Mandragola" das Hervorragendste was Italien an Komödien aufzuweisen hat, die ebenso wie die übrigen Komödien Machiavelli's „Clizia", **„Il Frate"** und **„Commedia in versi"** gegen die sittliche Verkommenheit der Zeitgenossen gerichtet ist. Der Letztere durch Talent ebenso ausgezeichnet wie durch die schamloseste Gemeinheit verfaßt neben Dichtungen, Prosawerken rc. fünf Komödien, welche die Titel „Marescalco", „Cortigiano", „Ipocrito", „Talanta" und **„Il filosofo"** führen. Andere Komödienschreiber von geringerem Werte waren Francesco d'Ambra, Giammaria, Cecchi, Lodovico Dolce, Giordano Bruno und andere. Die durch die Spanier in Italien bekannt gewordene Tragikomödie fand Vertreter in Riechis (**Tre tiranni**), Sforza degli Oddi, (**Erophilomachia, La prigione d'amore**), Raffaelle Borghini (**La donna costante**) u. a. Auch das Hirtendrama erfreute sich besonderer Berücksichtigung bei den Dramatikern der Zeit; wohl das Schönste was auf diesem Gebiete geleistet wurde ist Torquato Tasso's „Aminta". Das erste wirkliche italienische Schäferspiel ist Agostino Beccari's „Opfer" das schon 1554 zur Aufführung gelangte. Andere Hirtendramen — eine Gattung die sich übrigens bald auch mit Teilen der anderen dramatischen Gattungen vermischte — waren der **„Pastor fido"** des Giambattista Guarini, **„Erbusto"** und **„Filena"** von Cazza, **„Tirsi"** von Castiglione, **„Sfortunato"** von Agentio, **„Intricati"** von Alvisio Pasqualigo, **„Amarilli"** von Cristoforo Castelletti rc. Die Verbindung des Hirtendramas mit der Musik lag nahe und aus ihr ging die Oper hervor, die sich in ihrem textlichen Teil bald nicht mehr auf das Hirtendrama allein beschränkte, sondern auch die Elemente der Komödie und endlich der Tragödie zu ihrem Zwecke verwertete. Die von Peri und Caccini componierte **Dafne** des Rinuccini gilt als erste eigentliche Oper. — Die wichtigsten Prosaschriftsteller der Glanzperiode italienischer Litteratur sind: Niccolo Machiavelli, der ausgezeichnete Verfasser des Werkes **„Il Principe"** ferner der **„Istorie fiorentine"**, der **„Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio"** rc., der bedeutende Kunsthistoriker Giorgio Vasari (1512 bis 1574) berühmt durch sein **Vite de' piu eccellenti pittori, scultori ed architetti"** der Historiker Francesco Guicciardini (1482 bis 1540 **Istoria d'Italia**) Jacopo Bonfadio (st. 1550) und Giovanni Cavalcanti (st. 1556), der wegen seiner Selbstbiographie hierher gehörige Benvenuto Cellini (1500—1571), Baldasar Castiglione (1478—1529), Verf. von **„Il libro del Cortegiana"** u. a.

Die vierte Periode der italienischen Litteratur zeigt uns ein starkes Abwärtsgehen, eine Zeit in der die dichterischen Schöpfungen durch großen Mangel an innerem Gehalt charakterisiert werden, in der das echte dichterische Feuer größtenteils erloschen war. Einen hervorragenden Einfluß gewann in ihr Giambattista Marini (1569—1625) und seine Anhänger, die nach ihm benannten Marinisten die was Ueppigkeit und Schwulst anlangte, in der Poesie Großes erreichten. Sein wichtiges Werk ist das wollüstige Gedicht **„Adone"** außer dem er auch einen bethlehemitischen Kindermord, Sonetten, Eklogen und Epigramme schrieb. Die Reaktion gegen diese Richtung wurde vertreten durch die sog. Arkadier, Mitglied der sog. Akademia degli Arcadie, die noch heute in Rom besteht und deren Absicht es war, einen bessern Geschmack als den durch Marini vertretenen herbeizuführen. Zu diesen Arkadiern gehörten u. a. Alessandro Guidi (1650—1712), Innocenzo Frugoni (1692—1768) Giambattisto Zappi (1667 bis 1719) Francesco Scipione Maffei (1675—1755) u. a. Ebenfalls gegen Marini richtet sich der Pindar und Anakreon nachahmende Gabriello Chiabrera (1552—1637 **Rime, Poesie liriche, Delle guerre de'Goti, Amadeida**) zu dessen Schülern u. a. Fulvio Testi (1598—1646) gehörte. Als Verfasser komischer Epen thaten sich Alessandro Tassoni (1565—1635), der Verfasser von **„La sechia rapita"** und Niccolo Fortiguerra (1674—1735), der **„Ricciardetto"**

schrieb, hervor. Hierher gehören auch die Verfasser burlesker Dichtungen Paolo Minucci und Lorenzo Lippi, ebenso Francesco Bracciolini (1566—1644), der in seiner Dichtung „Lo scherni degli dei" die Götter der Alten humoristisch behandelte. Die Oper gelangte in dieser Zeit zu immer größerer Ausdehnung, während das recitierende Drama nur unbedeutende Vertreter fand. Ein solcher war auch der wegen seiner Tragödie „Merope" vielgenannte Scipio Maffei, der französische Dichter fast sklavisch nachahmte. Einer der gefeiertsten Librettisten war Pietro Metastasio (1698—1782) eigentlich Trapassi, der seit 1729 als Hofdichter in Wien lebte. Die bekannteste seiner Opern ist die von Sardi komponierte „Didone abbandonata". Von den Prosaikern dieser Epoche mögen erwähnt sein: der Litterarhistoriker Giovanni Maria Crescimbeni (1663—1728, Storia della volgar poesia), der auch als erster Custos der Accademia degli Arcadi bekannt geworden ist, die Historiker Enrico Caterino Davila (1576—1631, Storia delle guerre civile di Francia) und Pietro Giannone (1676—1748, Storia civile del regno di Napoli), der Philosoph Giovanni Battista Vico (1668—1743), Principi di una scienza nuova intorna alla commune natura delle nazioni) u. a.

Die letzte Periode der italienischen Litteratur, die Zeit seit 1750 umfassend, zeigt wieder einen erfreulichen Aufschwung, der sich bereits in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorzubereiten begann, und der dann im 19 Jahrhundert auch wieder zur politischen Freiheit führte. — So treten im Drama neue Kräfte ein, welche diesem ein kräftiges und originelleres Gepräge geben, als es die halt- und kraftlosen Dramatiker der vorigen Periode im stande gewesen waren zu thun. Das Charakterlustspiel fand seinen höchsten Ausdruck in dem „italienischen Moliere" Carlo Goldoni (1707—1793), der schon in frühester Jugend, da er erst 8 Jahre alt war, eine Komödie schrieb, und in der Folge mehr als 150 verfaßte, welche die Erfindungsgabe, komische Kraft und prägnante Charakteristik des Verfassers in glänzender Weise bestätigen. Sein erfolgreicher Rivale war Carlo Gozzi (1718—1802), der in richtiger Beurteilung seines Publikums zum Wunderbaren griff und Fiabe dramatiche dramatische Märchen, schrieb, die ihm wenigstens für eine Zeitlang die Herrschaft auf der Bühne sicherten. Das von Schiller verdeutschte Stück „Turandot" ist ein solches Gozzisches Märchen. Wie der Komödie durch Goldoni, so wurde der Tragödie durch Vittorio Alfieri (1749—1803) neues Leben eingehaucht, der mit seinen 21 Trauerspielen von geradezu herber Strenge den Zweck verfolgte, das Volk aus seinem trüben Zustande zu erwecken. Die besten Tragödien dieses großen italienischen Tragikers sind: „Filippo", „Antigone", „Virginia", „Agamemnon", „Oreste", „Saul", „Mirra", „Merope" etc. Auch verfaßte Alfieri Komödien, eine Melotragödie, lyrische Gedichte und Sonette. An Alfieri erinnern — ohne ihnen jedoch gleichzukommen — die Tragödien Vincenzo Monti's (1754—1827), dem aber die wahrhaft große Gesinnung seines erhabenen Vorbildes abgeht. Bald vergessen wurden die Tragödien Giovanni Pindemonte's (1751—1812), der aber doch das Verdienst hat, mit ihnen gegen die französierende Richtung opponiert zu haben. Vollständig beseitigt wurde jene Richtung durch die aus diesem Grunde, wie auch wegen ihres nationalen Inhalts wichtigen Tragedien „Il conte di Carmagnola" und „L'Adelchi" von Alessandro Manzoni (1784—1873), dem wir noch einmal an anderer Stelle begegnen werden. Die elegische Stimmung, die auch den sonstigen Dichtungen Silvio Pellico's (1789—1854) zu eigen, charakterisiert auch dessen Tragödien, von denen „Francesca da Rimini" die beliebteste ist. Ein viel größeres Talent als Pellico und Manzoni, ja auch als Alfieri, dem er zunächst folgte, besaß Giovanni Battista Niccolini (1782—1861), in dessen, der vaterländischen Geschichte entnommenen Dramen eine warme Begeisterung lodert. Zu ihnen gehören „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Arnoldo da Brescia", „Lodovico Sforza", „Filippo Strozzi" etc. Andere Dramatiker neuerer Zeit sind der Duca di Ventignano, Carlo Marenco, Sgricci, Felice Cavalotti, dell'Ongaro, Sunner und Pietro Cossa, dessen „Nerone artista" auch bei uns auf die Bühne gekommen ist. Von den Komödiendichtern mögen erwähnt sein die an Goldoni anschließenden: Alberto Nota, Giovanni Rosini, Bon, Giraud etc.; dann aus der jüngsten Zeit Paolo Ferrari, Vittorio Bersezio, Gherardi del Testa etc. — Zur Verbreitung eines geläuterteren Geschmacks trug Gasparo Gozzi (1713—1786) bei, der nicht nur als Dichter, sondern auch als Kritiker Vortreffliches leistete. In letzterer Eigenschaft wurde er besonders einflußreich durch seine Beiträge zum Cazetta Veneta. Wie er machte sich auch Baretti um Bekämpfung der Schäferpoesie der Akadier verdient. Gegen die Laster der Vornehmen kämpfte die Satire „Il Giorno" des Giuseppe Parini (1729—1799); ein hoher Patriotismus sprach sich in Ugo Foscolo (1733—1827) aus, der außer Dramen auch eine italienische Nachahmung des Werther „Ultime lettere di Jacopo Ortis" und ein didaktisches Gedicht „I sepolcri" herausgab. Die neue italienische Lyrik zeitigte die schönste Frucht in den „Canti" des Giacomo Leopardi (1798—1837), der mit ergreifendem Schmerz und in klassischer Form seiner Trauer über den Zustand des Vaterlandes Worte lieh und dadurch einen tiefen und heilsamen Einfluß gewann. Von den sonstigen Lyrikern mögen wenigstens noch einige genannt sein, so der römische Sonettendichter Giuseppe Belli (1791—1863), dann Giovanni Prati, auch Verfasser der poetischen Erzählung „Esmenegarda" und des episch-lyr. Gedichts „Armando", der Romanzendichter Giov. Berchet, Giulio Carcano, Dom. Sestini, vor allen auch Giuseppe Giusti, der „Beranger Italiens", dann Aleardo Aleardi, Zendrini, Stecchetti u. a. m. Der Roman fand einen bedeutenden Vertreter in Alessandro Manzoni (1784 bis 1873), dessen „Verlobte" den histor. Roman in Italien begründeten. Das Werk fand trotz der absprechenden Urteile der Kritik daheim und im Ausland viele Verehrer. Die Nachahmung Walter Scotts ist hier wie bei verschiedenen anderen italienischen Romanschriftstellern nicht zu verkennen. Unter diesen ist im Ganzen wenig Bedeutendes, wenn auch manches Tüchtige zu bemerken. Eine Ausnahme macht etwa Ranieri, der dem Sittenroman Eingang in Italien verschaffte, nach ihm Francesco Guerazzi, auch de Amicis, Teresa de Gubernatis u. s. w. Prosaschriftsteller wissenschaftlicher Tendenz hat diese Periode eine stattliche Reihe hervorgebracht, darunter den Politiker Manzini, die Historiker Carlo Denina, Pietro Colletta, Carlo Botta, Farini, Gualterio, Gino Capponi, Cesare Cantu u. a., die Litterarhistoriker Carlo Rosmini, Gubernatis, Girolamo Tiraboschi, Niccolo Tommaseo, Maffei u. a.

Italienische, spanische und portugiesische Classiker

der

Collection Spemann.

Ariost, Der rasende Roland, übersetzt von J. D. Gries, mit einer Einleitung und Kommentar von Dr. Siegfried Samosch, in 4 Bänden geb.

Camoens, Die Lusiaden, mit einer Einleitung und Kommentar von Dr. A. Fastenrath, in 1 Band geb.

De Cervantes-Saavedra, Miguel, Moralische Novellen, übersetzt von A. v. Keller und Fr. Notter, mit einer Einleitung von O. v. Leixner (Coll. Spemann Band 3).

— — Don Quichotte, übersetzt von [illegible] mit einer Einleitung von O. v. Leixner, in 4 Bänden [illegible]

Cid, Romanzen, übersetzt [illegible] einer Einleitung von Dr. A. Fastenrath, in 1 Ban[illegible]

Goldoni, Lustspiele, mi[illegible] Kommentar von Prof. Ludwig Geiger, i[illegible] Bänden [illegible]

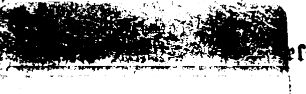
Manzoni, Die Verlobten, übers[illegible] von Prof. Woldemar Kaden, in 2 Bänden geb.

Petrarca, [illegible]tte u[illegible] und Kommentar von Prof. [illegible] ig G[illegible]

Spa[illegible]thologie, mit einer Einleitung und geschichtlicher Darstellung von [illegible]us Hart, in 1 Band geb.

Tasso, Das befreite Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries, mit einer Einleitung und Kommentar von Dr. Siegfried Samosch, in 2 Bänden geb.

(Wird fortgesetzt.)



[illegible]eln käuflich.

